

Die Heimat.

Wie schön bist du, geliebtes Heimatland!
Natur hat dich geschmückt mit reicher Hand.
Die Bäume stehn von goldnen Früchten schwer,
Auf grünen Weiden graßt der Rinder Heer,
Des ems'gen Schnitters wartend und der Mähd
Im Sommerwinde wogt die goldne Saat,
Die Buche rauscht auf deinen Bergeshöhn —
Wie bist du, Heimatland, so lachend schön!

Auf deinen Halden schwärmt, des Sturms Genöß,
Mit schnellem Huf das wilde Sennerroß,
Der sand'gen Steppe und des Waldes Kind,
So frei, so stolz, und flüchtig wie der Wind.
Und hoch vom Bergeshang im Abendstrahl
Blickt still der Hirsch hinab ins Waldestal,
Das, zugedeckt von Bergeschatten tief,
Zur Ruhe schon die Waldgenossen rief.

Durch deine Buchenwälder kühl und grün
Hör' ich geheimnisvoll die Sage ziehn;
Sie flüstert in den Wipfeln, schlingt sich grau
Um des Cheruskerfürsten Denkmalsbau;
Leis summend aus den Tagen seines Ruhms
Die Wiegenlieder deutschen Heldentums;
Von Ahnen spricht sie, wie die Eichen fest,
Von alter Treue, die nicht wankt und läßt.

Von deiner Berge wald'gen Ruppen blickt
Des Wandrers Aug' bezaubert und entzückt;
Ein reicher Garten rings, wohin er schaut,
Vom lichten Sommerhimmel überblaut;
Auf sonn'gen Höhn, in stiller Täler Hut,
Umschlängelt von der Bäche Silberflut,
Blickt Dorf an Dorf, und durch Gebirg und Tal
Zieht ihrer Sonntagsglocken Widerhall.

Ein lieblich Kind, mit Jugendreiz geschmückt,
Aus dessen Aug' der blaue Himmel blickt;
Dem unbewußt des jungen Lenzes Pracht
Von heitrer Stirn und Mund und Wange lacht;
Das, goldnen Flittertand begehrend nicht,
Sich Wiesenblumen in die Locken flicht:
So — einfach schön im Schmucke der Natur —
So stehst du vor mir traute Heimatflur.

L. Altenbernd.

Das lippische Land.

Wie schwelgt das Auge in der Fluren Menge,
Auf Hainen, Wiesen bis zu sanften Höhen;
So vieler Orten liebliches Gedränge,
Wie mögen all in diesem Garten stehen!
Wohin ich auch die Blicke rings mag senden,
Das Schauen will, die Freude kann nicht enden.

Voll Gottes Segen und voll Fleißes Frucht,
Ist unser Land ein Land voll Lieblichkeiten,
Wo Berg und Auen um den Vorrang streiten.
Ja, welcher Wandrer hätte es besucht
Und dächte nicht der freundlichen Gefilde
In diesem frohen, lebenswarmen Bilde,
Das Anmut, Reiz und Schönheit uns bereiten.

Stoßmeyer.

Lipper-Land und -Leute.

Die Kleinstaaterie liebe ich nicht; aber den einzelnen kleinen Staat — den kann ich lieben. Freilich muß er eigene Züge haben. Er muß mir als ein Wesen gegenüberstehen, das mir, um seiner selbst willen als Persönlichkeit wert ist. Die mitteldeutschen Kleinstaaten sind mir eigentlich immer als eine ziemlich gleichartige Masse erschienen; anders die Kleinstaaten im Westen, die an den Grenzen der preussischen Provinz Westfalen liegen: Waldeck-Pyrmont, Lippe, Schaumburg-Lippe. Jedes ist eine Persönlichkeit für sich.

Ich glaube nicht, daß ich mich darin täusche; möglich wär's ja. Denn von Zwillingbrüdern in der eigenen Familie begreift man nicht,

wie ein Fremder sie ähnlich finden oder gar verwechseln kann (man kennt eben das Unterscheidende in den Zügen und im Wesen zu genau), und man behauptet gleichwohl frischweg, des Nachbars Kinder drüben am Markt sähen alle gleich aus. Möglich wär's schon, daß es mir ähnlich ginge.

Die Unterschiede zunächst zwischen Lippe und Schaumburg-Lippe haben sich meiner frühesten Jugend bereits eingeprägt. Unser Städtchen lag zwischen beiden an der Weser, und wir wußten die Leute aus Nord und Süd wohl zu unterscheiden. Aus dem Schaumburgischen kamen die schmuken, rotbäckigen Bauernweiber zu Markte, begleitet von Männern mit langen weißen Leinenkitteln und breitkrämpigen schwarzen Hüten oder grün besetzten Pelzmützen. Das sah so stolz, so wohlhändig aus! Und wie stattlich schritten sie dahin, diese Frauen und Mädchen mit dem vollen Marktkorbe oder dem blanken Eimer hoch auf dem Kopfe! Aus dem Lippischen kamen schlicht gekleidete Leute; nur die Frauen hatten eine Andeutung von Volkskostüm in der melancholisch schwarzen, das Gesicht umrahmenden Küschenhaube, wogegen das graue oder braune Beiderwandkleid auch anderwärts hätte getragen werden können. Sie sahen ernst und verarbeitet aus und trugen am Arme im kleinen Körbchen das Wenige, was ihre Wirtschaft oder ihr Garten an Marktware übrig hatte.

Aus dem Lipperland wanderten aber auch im Frühjahr die kräftigen Gesellen heran, beladen mit Säcken voll Erbsen, Bohnen, Wurst und Speck, wovon sie sieben bis acht Monate lang leben sollten, die Ziegler. Sie gingen zur Eisenbahn, sie zogen in die Ferne, um in norddeutschen, holländischen oder dänischen Ziegeleien den Verdienst zu suchen, den die farge Heimat ihnen versagte. Oft lauschten wir dem Gesange der Vorüberziehenden und erhaschten einige Strophen von ihren schönen, vielfach recht traurigen Volksliedern, die bei uns sonst wenig gehört wurden.

Das Lipperland war für uns als Knaben in gewisser Beziehung ein Land der Neugier und der Sehnsucht. Mit Schaumburg-Lippe war das etwas anderes. Denn wenn man hinaufgestiegen war auf die waldigen Höhen der schmalen, regelmäßig gebauten Weserkette oder auf den Rücken des Bückeberges, so dehnte sich, besät mit roten Dächern und fetten Dörfern, blinkend im Schmuck der grünen Saaten, das gesegnete schaumburgische Gefilde in die norddeutsche Tiefebene hinaus bis zum Spiegel des Steinhuder Meeres; man hatte das Gefühl, man kenne das Land. Aber im Lippischen? Erstieg man eine Anhöhe, so zeigten sich dahinter neue Ketten, hinter diesen wieder andere Erhebungen, scheinbar ohne Regel und System, die Berge bald abgerundet, bald flach, hier bewaldet, dort fahl, und vor allem viel verbergend, viel verheißend.

Daß übrigens das Hügelland nur etwa zwei Tagemärsche breit war, das wußten wir. Dahinter erhob sich wieder ein Kammgebirge, ähnlich der Weserkette; wir konnten es von günstigen Punkten aus sehen. Es war der Teutoburger Wald, von dem das Denkmal des Arminius herüberwinkte. Und dahinter — so hatte man uns erzählt — liegt wieder eine Ebene, gerade so flach wie die norddeutsche Tiefebene, aber fast ohne Dörfer, baumlos und öde; das ist die Senne; und dort laufen auf der Heide kleine zottige Pferdchen zügel- und zaumlos herum. So berichtete uns die Fama von dem Gestüt der Sennerpferde zu Lopsborn, das jetzt ja leider nicht mehr besteht.

Oswald Reißer.

Mein Lipperland.

Wie liegst du schön im Wälderfranz,
Du Herz des deutschen Vaterlands,
Mein Lippe-Detmold! Tal und Höhn,
Wer möchte sie nicht gerne sehn!
Vom Eggeberg zum Weserstrand,
Sei mir gegrüßt, mein Heimatland!

Du frecher Römer Totenbett,
Du deutscher Freiheit Werdestätt',
Du Siegesplatz, wovon der Held
Dort oben auf dem Berge meld't,
Wo Varus seinen Meister fand,
Sei mir gegrüßt, mein Heimatland!

In deinen Wäldern Wild und Holz,
Auf deinen Fluren Bauernstolz,
In deinen Dörfern wohnt sich gut,
In unsern Adern deutsches Blut,
Fest eine uns der Treue Band!
Sei mir gegrüßt, mein Heimatland!

So lang in dir ich alle Tag
Mein trocknen Brot verdienen mag,
So lang mich nicht die Not vertreibt,
Das Herz im Leib genügsam bleibt,
Bis mir der letzte Hauch verschwand,
Bleib' ich dir treu, mein Heimatland!

Friedrich Wienke.

Das Land der Rose.

Auf ein sinniges Zeichen müßt ihr achtgeben, auf die Rose, die schon ein volles Jahrtausend hindurch das Wappen des Lippischen Fürstenhauses und Landes war. Aus Stein gemeißelt, aus Holz geformt, von Künstlerhand in Farbe und Metall nachgebildet, finden wir sie im Lippischen überall, an Schlössern und Burgen, an Rat- und Privathäusern, an Meilensteinen und Pfadweisern, und wer ihr folgt, den lenkt sie zu frohen Überraschungen aller Art in Stadt und Land. Und wer sie zu deuten versteht, dem zeigt sie den Weg durch ein langes, fesselndes Stück deutscher Geschichte und durch die Entwicklung eines zwar kleinen, aber stets ferndeutschen Staates, der sein redlich Teil beigetragen zum Gedeihen und Blühen unserer großen deutschen Heimat.

Paul Lindenberg.

Osningeiche.

Es stand ein Baum im deutschen Land,
Eine alte, knorrige Eiche;
Manch wildem Sturmwind hielt er stand
Und manchem gefährlichen Streiche.

Jahrhunderte sah er vorüberziehn,
Sah kommen und gehn die Geschlechter,
Die Genossen des Waldes erwachsen und blühen,
Er selber ihr Schützer und Wächter.

Von der Lippe zum Osning und Weserstrand
Beschatteten grünende Loden
Des Eichbaums das liebliche Rosenland,
Germaniens altheiligen Boden.

Nie ragte über ihm eine andere Kron',
Frei wiegt er im Äther den Wipfel,
Tief schlug er die Wurzeln vor Zeiten schon
In den Boden, der frei wie sein Gipfel.

Im Teutoburger Walde.

Bielefeld und Detmold, 18./20. Juli 1869.

Das sind die alten Berge wieder,
Das ist das alte Buchengrün;
Das ist, von Fels und Halde nieder,
Das alte, lust'ge Quellsprühn.
Das sind sie, rauschend alle beide,
Der alte Wald, die alte Heide;
Ich seh' auf Wief', ich seh' auf Weide
Die alten treuen Blumen blühn.

So blühten sie, als ich ins Leben
Hinauszog von den Hügeln hier;
So sah ich sie die Köpfchen heben
Und leise bitten: Bleibe hier!
Ich aber schwang mich von der Klippe
Hinab die Bergwand durchs Gestrüppe —
Zum Meere wiesen Ems und Lippe —
Mich durch der Senne braun Revier.

Ferdinand Freiligrath.

Der Teutoburger Wald.

O Wald! o Wald! so wunderschön
In deiner grünen Sommerpracht,
Mit deinen sonnig lichten Höhn,
Mit deiner dunkeln Blätternacht!
Wenn leisen Hauchs die Wipfel wehn,
Wenn laut der Schlag der Äste kracht,
Wenn hell im Blau die Wolken stehn,
Wenn bleich der Mond am Himmel wacht,
Ich liebe dich, zu jeder Zeit,
In deiner Pracht und Herrlichkeit,
Mein Teutoburger Wald!

Ihr hohen Felsen, die der See
Mit spiegelglatter Flut bespült;
Ihr tiefen Gründe, wo das Reh
Am Quell die heiße Zunge küßt;
Du sonn'ge Halde, rot vom Klee,
Worin der Dachs sein Lager wühlt;

Du Pfad auf steiler Bergeshöh,
Vom frischen Laubeduft umspielt,
Ihr seid nur Perlen, deren Glanz
Sich flücht in seinen vollen Kranz
Mein Teutoburger Wald!

Turmhoch im klaren Morgenstrahl
Aus blauer Luft der Falke schaut
Hinauf den Berg, hinab das Tal,
Wo sich der Mensch die Hütte baut;
Tief in des Waldes Säulensaal,
Auf Heldengräber feuchtbetaut,
Auf manch verborgnes Hünenmal,
Versunken fast im Heidekraut;
So sieht mein Auge voller Lust
Die reichen Schätze deiner Brust,
Mein Teutoburger Wald!

Wie weit ich wandern mag von hier,
Im Hochgebirg, am Meeresstrand,
Mein Herz ist überall bei dir
Und segnet dich aus fernem Land.
O möge niemals deine Zier
Antasten mammongier'ge Hand,
Und nie dein schattig Jagdrevier
Verheeren Wettersturm und Brand!
Stolz prange deine Herrlichkeit
Den spätesten Enkeln allezeit,
Mein Teutoburger Wald!

Aus den „Gedichten eines alten Schulmeisters“.

Die Externsteine.

Diese Felsen haben Charakter. Das ist etwas ganz anderes, stolzeres und aristokratischeres, als die Felsenstadt von Adersbach mit ihrem Echo zu einer Mark, die Elbsandsteinfelsen mit ihren Wasserfällen zu gleicher Taxe. Das Germanentum mit seiner ganzen dämonischen Herrlichkeit weht uns aus ihnen an. Freilich hat weder Jafner noch ein anderer Lindwurm in ihnen gehaust, weder Siegfried noch Varus in der Wiembecke ein Bad genommen. Der gute G. A. B. Schierenberg hat seine Phantasie vergeblich angestrengt, Beziehungen zwischen den geheimnisvollen Felsen und der Edde zu knüpfen. Die

untrüglichen Spuren von Menschenhand, die sich an ihnen finden, weisen uns einen anderen Weg.

Diese Menschenhand hat den Meißel und die Spitzhaue geführt, die Felsen, welche schon von Natur aus in Spalten und Höhlungen auseinanderklafften, durchwühlt und dem Sandstein allerlei seltsames Bildwerk abgerungen. Verblüfft steht der Wanderer vor den ungefügen, und doch so feierlich-grandiosen Gestalten der Kreuzabnahme, die fast lebensgroß in Hochrelief an dem größten der Felsen hervortreten. Nikodemus, ein Mann in alter Sachsentracht, hat sich auf einen Baum gestellt, der sich unter seiner Last biegt, um Christi Leichnam von dem Kreuzbalken zu lösen und in die Arme Josefs von Arimathia sinken zu lassen. Oben segnet Gott Vater das Erlösungswerk und empfängt die Seele des Sohnes in Kindesgestalt, um sie gen Himmel zu führen. Gott Vater hat völlig die Gestalt des Sohnes, mit dem er nach den Lehren der Kirche wesensgleich ist, er trägt den Kreuznimbus und die Auferstehungsfahne. Das Kind auf seinen Armen ist zugleich die Verkörperung des heiligen Geistes, so daß hier das mystische Dogma der Dreieinigkeit trotz aller Kargheit der Kunstmittel in geradezu genialer, tiefsinniger Weise zur Erscheinung kommt. An den Enden des Querbalkens sieht man die in der frühchristlichen Kunst üblichen Verkörperungen von Sonne und Mond in Halbfiguren, beide ihren Schmerz in Tränen ergießend, unter ihnen Maria und Johannes der Täufer. Höchst originell ist der Sockel, dessen Deutung wegen der schlechten Erhaltung lange nicht gelingen wollte. Ich habe darin den Basilisken, die schreckhafteste Form des bösen Prinzipes, nachgewiesen, ein Ungeheuer mit dem Körper eines riesigen Hahnes und drei Schlangenköpfen. Das erste Menschenpaar, das die Menschheit mit der Erbsünde belastet und das Erlösungswerk Christi nötig gemacht hat, stöhnt in der Vorhölle unter des Basilisken wilden Umschlingungen.

Aber auch die heidnische Vorzeit hat an den Externsteinen ihre Spuren hinterlassen. Im Innern der Grotte sinkt der Fuß in eine halbrunde Höhlung ein, ein Becken, das für den christlichen Kult wertlos aber bei den germanischen Opferhandlungen nötig war. In dieses floß das Blut der auf dem Altare zu Ehren der dunklen Götter der Erde geschlachteten Tiere. In dieses tauchten die Priester Eichenzweige, um damit die vor der Grotte versammelte Gemeinde zu besprengen. Aber zu den milden Gottheiten des Himmels sandten sie ihre Gebete und unblutigen Opfer von der Plattform jenes benachbarten Felsens empor, den die Abdinghöfer und ihre Nachfolger gleichfalls schleunigst für den Kultus des wahren Gottes herrichteten.

Die Externsteine weisen demnach die drei charakteristischen Merkmale altgermanischer Kultusstätten auf, das Grottenheiligtum, das „obere“ Heiligtum unter freiem Himmel und den am Fuße des Felsens

vorbeifließenden Bach. Wie weit ihre Benützung in der Vorgeschichte unseres Volkes zurückreicht, vermag niemand anzugeben, denn es fehlt an datierbaren Fundstücken, wie Geräten, Waffen, Münzen und dergleichen vollständig. Die gewaltigen, mitten aus dichtem Urwalde hervorbrechenden Felsmassen müssen in ihren von der Natur vorgebildeten Höhlen auf die Phantasie eines Naturvolkes mächtig eingewirkt haben. Es fühlte sich hier den überirdischen Gewalten näher und pflegte an solchen Stätten, bei dem innigen Zusammenhange zwischen Götterverehrung, Totenkultus und Politik, nicht nur seine Toten zu begraben, sondern auch die Gauversammlungen, die „Dingtage“ abzuhalten. Die Externsteine waren der vornehmste Versammlungsort der alten Sachsen im Teutoburger Walde. Mit kluger Berechnung hat die christliche Kirche solche im Volksbewußtsein wurzelnde Versammlungsorte beibehalten und zu Wallfahrtsorten umgestaltet. Irgend ein rechtgläubiger Anziehungspunkt, ein wundertätiges Bild oder dergleichen fand sich bald. Bei den Externsteinen bildete den Anziehungspunkt das Grab Christi und die Kreuzabnahme, die schon Goethes Bewunderung erregte und immer eines der ehrwürdigsten Denkmäler deutscher Kunst bleiben wird.

Anton Risa.

An den Externsteinen.

Wie ragen sie so stolz und hoch empor,
Umgeben von der Berge grünem Kranze.
Aus weiter Ferne grüßt Westfalens Thor
Und rings die Welt im Sommerjonnenglanze.
Hoch über ihnen zieht der Wolken Schar
In wechselnden Gebilden in die Ferne,
Doch diese Felsen stehn unwandelbar,
Und über ihnen glänzen ew'ge Sterne.

Was sie geschaut in längst vergangner Zeit,
Das künden uns die alten Heldensagen.
Sie sahn der Völkerstämme bitterm Streit,
Sie sahn Arminius seine Schlachten schlagen.
Das Alte fiel in harter Zeiten Lauf,
Die Völker kamen, und die Völker gingen,
Ein neu Jahrtausend stieg vor ihnen auf,
Thors Hammer ward zum Kreuz nach heißem Ringen.

Fr. Frevert.

Die Silbermühle.

Im frischen grünen Wald die Silbermühle,
Weitab vom Staube der belebten Straße!
Vom Hang herunter stürzt ein Wässerchen
Mit lustigem Geplätscher und Gerausche;
Wie Silber blinkt des Teiches glatter Spiegel.
Hier heben Buchen ihre krausen Häupter,
Dort ragen braune Fichten in die Lüfte
Und schauen ernsthaft in die feuchte Tiefe.
Waldfrieden atmet alles; eine Drossel
Singt hellen Ton's: Sei, deutscher Wald, begrüßt!
Gegrüßt! Gegrüßt! klingt's von der Bergwand wieder.
Durchs Laubdach zittert jetzt der letzte Strahl
Des Abendlichts, dann huscht ein leiser Nebel
Wie lichte Schleier durch die dunkle Schlucht.
Hoch oben blinkt des Mondes Silberfischel,
Und heller wird's im stillen Waldesgrund;
Von fern her tönt das Lied der Nachtigall.
Friedrich Frevert.

Die Falkenburg.

Von der mächt'gen stolzen Feste,
Einst zu Schutz und Trutz erbaut,
Alte, morsche Mauerreste
Jetzt nur noch der Wandrer schaut.
Wo in grimmer, wilder Fehde
Dröhnend Speer und Schild geklirrt,
Bau'n die Vögel ihre Nester
Und sein Liedlein singt der Hirt. —

Laß uns bei dem Farnbusch träumen!
Traumgott, leih des Schleiers Glor! —
Sieh, aus den verfall'nen Räumen
Tritt ein Zauberweib hervor.
Phantasie, die allgewalt'ge
Baut aus moos'gem Trümmerhauf,
Was der Zeit zum Raub gefallen,
In der alten Schönheit auf.

Schlachtgesänge tönen brausend
Aufwärts zu der Burg vom Feld;
Wurfgeschosse schwirren sausend
Nieder auf der Feinde Zelt.
Wie des Kriegsvolks eh'rne Woge
Auch an Wall und Mauern fliegt,
Falkenburg, die stolze Feste,
Keiner hat sie je besiegt!

Mürrisch dreht der Feind den Rücken,
Zitternd vor der Falkenklau! —
Schau, an des Burghofs Brücken
Steht nun eine hohe Frau.
Eines Ritters Roß beim Zügel
Faßt sie und den Ritter dann
Fleht die Fürstin an um Gnade
Für den kriegsgefang'nen Mann.

Braunschweigs Herzogin, die gute,
Spricht die Sage alter Zeit,
War's, die nun und nimmer ruhte,
Bis den Gatten sie befreit.
Sturm und Wetter brach die Mauern
Und der Rost zerfraß das Erz,
Doch das Lied der Gattentreue
Lebt noch in des Volkes Herz! — —

Um das Heid'fraut summt die Biene,
In der Luft der Falke schreit. —
In das Grab sinkt die Ruine,
In das Grab die alte Zeit.
Doch Romantik legt die Kränze
Nieder aufs Versunk'ne hin,
Und dem Dichter macht's lebendig
Phantasie, die Königin

Emil Ritterhaus.

Falkenburg.

Rings Trümmerhaufen, Mauerreste,
Auf steiler Höh', am Bergeshang,
Gleich Leichensteinen einer Feste,
Die keines Feindes Arm bezwang.

O Bollwerk aus der Väter Tagen,
Das grauer Sage Duft umwob!
Wohl durfte laut die Schwalbe klagen,
Da sich die Falkenburg erhob.

Da sie der große Bernhard haute,
Der ruhmvoll Schlacht um Schlachten schlug,
Der löwenfühne, waffentraute,
Im Streite scharf, im Räte flug.

Da waren deine goldnen Zeiten,
O Burg, als hier begeisterungsvoll
Aus Bardenmund, zum Klang der Saiten,
Des Rittertumes Ruhm erscholl.

Das war ein Tag der Waffenehre,
Der helle Siegestag von Ohr,
Wo Braunschweigs Herzog, reich an Wehre,
Die Freiheit kampfgerecht verlor.

In strenger Haft, in einer langen,
Hielt ihn dein sicher Burgverließ,
Du stolze Falkenburg, gefangen,
Wo man die Fürstenkammer wies.

Was rauscht ihr Gipfel alter Buchen?
Tönt's nicht wie banger Klagelaut,
Als wollte sie den Gatten suchen,
Den Herzog, die Gemahlin traut?

Als wollte sie mit weichen Worten
Bezingen seines Siegers Herz?
Als wollte sie des Kerfers Pforten
Zersprengen, brechen Stein und Erz?

Kling ferner, altersgraue Sage,
Von Gattenliebe fest und rein,
Kling bis in allerfernste Tage,
Du deutscher Sang vom Falkenstein.

Du, Burg, erschienst im höchsten Glanze,
Als hier an deinem Wall und Turm
Im grauenvollen Kriegestanze
Zerstob der Widersacher Sturm.

Dich konnten Mannen nicht besiegen,
Du warst vor Feindeshand gefeit
Und mußttest, Stolze, doch erliegen
Der Feuerswut, dem Zahn der Zeit.

Doch aus den Trümmern dringt das Leben
In Blatt und Blüte reich hervor.
Gewalt'ge hohe Buchen heben
Ihr Haupt zum Himmel hoch empor.

Wilhelm Dösterhaus.

Die Berlebecke.

Von allen Landen, so fern wie nah,
Die mein Fuß betrat, die mein Auge sah,
Nacht keins in so frisch anmutiger Zier
Als die kleine, nordische Heimat mir.
Doch von manchen reichgeschmückten Au'n,
Die an Flüssen und Bächen darin zu schaun,
Blut keine so lieblich, reich und schön,
Mit so buntem Wechsel von Tal und Höh'n,
Als am Weg, längs deinem gewundenen Lauf,
Durch Schluchten und Täler die Berge hinauf,
Du waldumfränzte, jugendkecke,
Unter Brücke und Steg, über Kies und Blöcke
Bergnüglich plätschernde Berlebecke.

Groß ist der Alpen bewunderte Pracht,
Die Lawine donnert, der Gletscher fracht,
Über blendenden Firnen der Himmel blaut,
Der See aus dunkler Tiefe schaut,
Der Gießbach tost von der Felsenwand,
Es schreitet der Wanderer am schwindelnden Rand
Und blickt auf grüne Matten erfreut
Mit Hirtenhütten und Herdengeläut.
Doch trauter und lieblicher dünkt mich der Pfad
Durch den schattigen Forst, durch die wogende Saat,
Wo an Berg und Baum, an Hof und Hecke
Ich immer neue Reize entdecke
Im Tal der plätschernden Berlebecke.

Wo das Felsgestein in den Weg sich drängt,
 Wo der Erle Laub übers Wasser hängt,
 Wo im Busch der Nachtigall Tönen man lauscht,
 Wo zürnend die Flut übers Stauwerk rauscht,
 Wo klappernd im Grunde das Mühlrad schäumt
 Wo im Bienenesumm die Wiese träumt,
 Wo das Dörflein klettert den Hang hinan,
 Wo der Buchwald ragt und der finstere Tann,
 Bis da, wo am Fuße der Bergwand hell
 Aus der Tiefe sprudelt ein klarer Quell,
 In jener weltverlorenen Ecke,
 In jenem heimlichen Waldverstecke
 Am Born der plätschernden Berlebecke.

Dort wandelt ich einst manchen Jugendtag
 Und lagerte fröhlich am grünen Hag,
 Dort träumt ich der Liebe, des Glückes Traum
 Und sehnte mich fort aus dem engen Raum;
 Die Welt, nur die große Welt allein
 Schien ein würdiger Platz meiner Taten zu sein.
 Nun sehne ich, längst enttäuscht mich zurück
 Nach jenes Tales bescheidenem Glück,
 Daß dort, von Wünschen und Sorgen frei,
 Im Alter noch einmal ein Kind ich sei,
 Und auf diesem friedlichen Erdenflecke
 Einst den Müden der kühle Rasen decke
 Am Ufer der plätschernden Berlebecke.

Aus den „Gedichten eines alten Schulmeisters“.

Detmold.

Eine reizvolle Parkstadt von deutscher Prägung, dies Detmold, im Schönheitserfüllten Rahmen bewaldeter Höhenzüge, von deren einem der erzgeschmiedete Cheruskerfürst mit hoherhobenem Schwert herniederschaut. Neu- und Alt-Detmold in enger Verschmelzung. Das neue gar stattlich mit allerliebsten Villenquartieren, mit Wasser, Bäumen, Blumen, Gärten, das alte traulich und beschaulich, mit vielen, aus längstvergangenen Tagen stammenden Häusern und Häuschen, Straßen und Gassen, mit raunenden Brunnen und offenem Marktplatz, auf dem uns zu bestimmten Stunden die farbenreichste Blumenpracht entgegengrußt.

Wie oft bin ich im Laufe des letzten Jahres diese gewundenen Straßen entlanggeschlendert, wie oft hemmte von selbst sich der Schritt

in der Länge und der Krümme Straße und erfreuten sich die Augen an den alten deutschen Bürgerhäusern, dieser Zierde der Detmolder Straßenbilder. Aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts stammen noch verschiedene von ihnen, gern weilt das Auge auf den farbigen, wenn auch zum Teil schon recht verblühten Schnitzereien, auf ihren frommen Sprüchen und den zuweilen schwer entzifferbaren Namen ihrer Erbauer und deren „ehrbarer Frauen“, die nun, ach, wie lange schon, den letzten Schlaf außerhalb der Stadtgrenzen schlummern. Diese Grenzen zeigt uns, auf eine kurze Strecke, ein Rest der zermürbten Stadtmauer, welche wir längs der Wallgrabenstraße finden, nahe niedrigen, wackeligen, sich schüchtern aneinander drängenden Häuschen, die uns zu berichten scheinen, daß Detmolds Blüte erst neueren Datums ist. Und daß eigentlich erst mit dem Entstehen und Aufschwung des neuen Deutschen Reiches sich auch diese Stadt ihrer Säfte und Kräfte so recht bewußt ward und ihre Glieder sich zukunfts-
froh ausreckten und ausstreckten.

Paul Lindenberg.

Das Winnefeld.

Spätsommer ist's; ein leichter, blauer Dunst
Liegt schimmernd auf den waldbefränzten Höhen.
Wir wandern auf dem alten Winnefeld;
In stiller Ruhe liegt die weite Halde.
Hier schlanke Buchen, krause Weißdornbüsche,
Dort dunkle Fichten, grüner Tannenreih'n
Und Farrenkräuter mit den breiten Wedeln,
Die sich im Sonnenscheine leise wiegen.
Eidechsen huschen durch das dichte Gras,
Die Bremsen schwirren um den grünen Strauch.
Des Grünspechts Hämmern schallt, ein Häher hebt
Sich freischend aus den Fichten, in der Luft
Schwebt hoch ein Bussard; ohne Flügelschlag
Zieht hoch im Blauen er die weiten Kreise.
Die Sonne sinkt, der Bäume Schatten liegt
In langen Streifen auf dem Winnefelde,
Und Abendstille ruht auf Busch und Baum.
Da steigt der Mond empor, sein Silberlicht
Fließt zitternd um den Stamm der alten Fichten
Und um den Weißdornbusch. Ein Abendfalter
Huscht durch die Luft mit silberweißen Flügeln.
Ein Nebel steigt empor und liegt wie träumend
Im sanften Mondlicht auf dem Winnefeld.

Fr. Frevert.

Oktobernacht.

Es ist 6 Uhr abends. Vor mir ausgebreitet eine sich im Dunst verlierende Ebene, die Senne. Rotglühend taucht die Sonne in bläuliche Wolkenschleier, aus denen sich an entgegengesetzter Seite der Mond zaghaft erhebt. — Die Dämmerung naht, weiße Schleier legen sich zwischen die Waldsäume immer dichter auf die verblühte Heide und der Abendwind rauscht melancholisch durch die Baumkronen, deren farbenreicher Blatterschmuck schwebend auf den Boden gleitet. Dann wird es still, totenstill, kein Hauch, kein Lüftchen regt sich, der Tag ist vorüber, schwer und düster bricht die Nacht herein.

Ich sitze in dem verzweigten Geäst einer Kiefer und schaue träumend in die dunklen Sepiatöne der erstorbenen Natur. — Da plötzlich hinter mir ein Knacken im Tannenwald, dumpfes Dröhnen des nadelbedeckten Grundes — ein langgezogenes Schnaufen, ein Zögern und dann stürzt das Rudel galoppierend in die Senne, wo es nach wenigen Minuten witternd stehend bleibt und ruhig äsend weiterzieht.

Der Hirsch steht noch unter mir, sein stolzes Geweih glänzt im Mondlicht. Jetzt legt er es zurück, streckt den Kopf weit nach vorn — und ein gewaltiger Schrei zerreißt, aus allen Wäldern wiederhallend, die Luft.

Wieder ist es still, deutlich hört man die Muttertiere das Heidekraut ausreißen.

Dann aber ertönt aus der Ferne ein anhaltendes, unheimliches Brüllen, der Gegner antwortet.

Mein Hirsch richtet den schön geformten Kopf hoch auf und horcht gespannt. — So wagt es doch noch einer, sich mit ihm zu messen, fünf hatte er abgeschlagen, auch diesen würde er besiegen. Von Zeit zu Zeit stehen bleibend und schreiend, schreitet er dem Feinde entgegen.

Gilt es doch der Liebe, der Minne, um die diese Ritter kämpfen wollen, einem Turnier auf taufrischer Heide im Mondenschein. Von allen Seiten kommen die Beihirsche tönend näher und das Rudel der Muttertiere begleitet den Haupthirsch. Der Gegner nähert sich, immer gewaltiger dringt sein Schlachtruf durch die dichten Nebelschleier — der Kampf beginnt, die Luft schwingt, die Senne gleicht einem Schlachtfeld.

Nur schwer läßt mich die Dunkelheit die einzelnen Tiere unterscheiden. — Die Kämpfer stehen sich gegenüber, noch ein letzter, furchtbarer Schrei und dann rennen sie mit gesenktem Geweih aufeinander. Deutlich höre ich das Zusammenprallen der Stangen, das feuchende Ringen der erregten Fechter. Immer noch orgeln die Beihirsche, die

Bahn ist abgesperrt durch das Mutterwild, das angespannt den Ausgang des Kampfes erwartet. — Da, ein freudiger Siegeschrei, der Gegner ist überwunden, beschämt muß er sich zurückziehen. Der Sieger aber fordert noch einmal durch gewaltiges, anhaltendes Tönen andere Ritter heraus, jedoch niemand antwortet ihm mehr, er ist der Stärkste; befriedigt zieht er dem Walde entgegen.

Der Hauptkampf ist beendet, die Beihirsche aber üben sich schreiend in diesem ritterlichen Spiel. — Die ganze Nacht hindurch hört man das schale Geräusch der aufeinanderschlagenden Geweihe, das überwältigende Orgelkonzert, das im Innern der Wälder brausend wiederklingt; ja selbst die Telegraphendrähte stimmen mit ein in diese nächtliche Schlachtenmusik.

Lange noch wache ich und höre dem hin- und herdröhnenden Wogen zu — aber die Nacht ist lang und darum schließe ich die Augen, eingeschläfert durch ein rauschendes Brausen, wie von dem Tosen der sturmgepeitschten Wellen des Ozeans.

R. v. Unruh.

Hartrören.

Da droben auf waldigen Höhen
Da steht ein einsames Haus,
Die blinkenden Fenster, sie sehen
Zum schweigenden Hochwald aus.

Da hämmert der Specht und im Walde
Tönt schrill des Habichts Geschrei;
Da hüpfst auf der sonnigen Halde
Das spielende Reh vorbei.

Und Hirsche und Rosse, sie schweifen
Dahin auf grünendem Plan
Und lauschen des Herbstwindes Pfeifen
Auf einsamer Waldesbahn.

Wie braust gleich Novembersturms Dröhnen
Im herbstlich schweigenden Wald
Der Hirsche kampflustiges „Tönen“,
Das drunten im Tal verhallt.

Ihr Rosse, ihr Hirsche, ihr Rehe,
Du stille Waldeinsamkeit,
Wie wird mir in eurer Nähe
Das Herz doch so weit, so weit!

L. Altenbernd.

Am Hangstein.

Eine Welt zu meinen Füßen,
Eine Welt im Lenzesgrün!
Hell und silberblinkend ziehn
Bäche durch die blum'gen Wiesen.
Eine Welt zu meinen Füßen,
Eine Welt im Lenzesgrün!

Eine Welt in lichten Höhen,
Eine Welt voll Majestät!
Sommerwolken, lichtumweht,
Herden gleich am Himmel gehen.
Eine Welt in lichten Höhen,
Eine Welt voll Majestät!

Eine Welt in meinem Herzen,
Lenzesgrün und ätherklar!
Und auf ihrem Festaltar
Flammen tausend Opferkerzen.
Eine Welt in meinem Herzen,
Lenzesgrün und ätherklar!

L. Altenbernd.

Am Hermannsdenkmal.

Das ist die Grotenburg! Ihr mächtig Haupt
Ragt hoch empor in grüner Berge Kranze,
Die Felsenstirne, buchengrün umlaubt,
Erglänzt im lichten Sommersonnenglanze.
Die Winde raunen wie vor alter Zeit,
Als noch der Urwald rings die Täler deckte
Und das Gebrüll des grimmen Bären weit
Das Echo an den Bergeswänden weckte.

Der Fichtenwald trotz wilder Stürme Wut,
Die alten Buchen, die am Abhang thronen,
Wie Heldenbilder voller Kraft und Mut,
Zum Himmel heben sie die breiten Kronen.
Wenn durch das Blättermeer der Sturmwind zieht
Dann klingt es wie ein Sang aus Vätertagen,
Wie Waffenklirr'n im Nibelungenlied,
Wie Schlachtenruf aus alten Helden sagen.

Hier halte Rast! Auf diesem Fessengrund
Stand die Cheruskerburg im Sonnenscheine,
Hier sann einst Hermann, wie zum Völkerbund
Die deutschen Stämme alle er vereine.
Vor seinem Schwerte sank der Römer Schar,
Das Winfeld sah die bleichenden Gebeine,
Doch fiel er selbst, ein todeswunder Nar,
Zur Erde nieder in der Väter Haine.

Auf diesem Berge weilte Wittekind,
Die Grotenburg lag einsam und verlassen
Ein neuer Glaube zog wie Morgenwind
Durch alle Höfe seiner alten Sassen.
Gesunken war der Sachsen Herrlichkeit,
Die alten Götter sah er weichen, wanken,
Vom Westen her kam eine neue Zeit,
Ein neuer Gott und Schlachtenruf der Franken.

Jahrhunderte verrauschten seit dem Tag,
Das Völkerleben ward ein rastlos Wandern,
Ein Wetterwehen zog dem andern nach,
Es folgte kämpfend ein Geschlecht dem andern.
Und wieder zog vom Westen es heran,
Die Blitze zuckten aus der Wetterwolke,
Da kam der rechte Held, der rechte Mann
Und gab das Lösungswort dem deutschen Volke.

Erschienen war die neue, große Zeit,
Wie Sturmeswehen zog es durch die Lande
Wie ein Mann zog das Volk hinaus zum Streit,
Ein Herz, ein Sinn vom Fels zum Meeresstrande.
Das Reich erstand. Ein hehres Heldenbild
Ward aufgerichtet an des Berges Rande,
Weit leuchtet es mit Schwert und Helm und Schild
Als Siegeszeichen in die deutschen Lande.

†

†

†

Ob wilde Wetter wehen um den Wald,
Ob um die Kuppen zucken fahle Blitze —
Gelassen steht die herrliche Gestalt
Und in die Wolken ragt des Schwertes Spitze. —

Der Abend dämmert, heller Mondenschein
Liegt ruhevoll auf Wäldern und auf Saaten,
Ein frischer Nachwind zieht um das Gestein
Und singt ein Lied von Hermanns Heldentaten.

Fr. Frevert.

Der Held überm Walde.

Deutschland, das denkmalreiche Land, ist ja an Denkmälern nicht arm, die über alles Maß hinausgehen und ins Ungeheure und Riesenhafte wachsen. Aber je mehr ihrer entstanden sind, um so deutlicher wird, daß sich mit Bandels Hermann dem Befreier an Wucht der Empfindung und an Schönheit des ganzen Baues auch nicht eines der neuen Denkmäler, selbst der Hamburger Bismarck nicht, messen kann, der als einziges der neuen gigantischen Bauten eine Silhouette hat, die sich als bedeutend einprägt. Aber sie ist nicht zwingend zu einer innerlichen Freude.

Dieser Hermann dort oben auf der Grotenburg aber ist wie ein Freudenschrei, der weitstrahlend und sieghaft ins Land hinausfällt. Es ist etwas Hinreißendes in dieser aufgerichteten Gebärde. Man muß an Flammen denken, die zum Himmel schlagen, und man wird stolz und innerlich froh, wenn man das Bild dort oben erblickt —: dieses Heldenbild, das den Himmel grüßt und das Licht, das Bild dieses Befreiers, das mir wie ein Kampfruf gegen alle Mächte der Finsternis erscheint.

Ich frage gar nicht danach, und es ist mir auch sehr gleichgültig, ob sich das geschichtliche Ereignis, das dieses Denkmal zunächst feiern will, wirklich hier abgespielt hat —: sicher ist, daß es in keiner Gegend, in keiner mir bekannten Landschaft schöner stehen könnte wie hier. Ja, vor kaum einem andern Bauwerk der Welt habe ich so wie vor dem Hermannsdenkmal den Eindruck gehabt, als sei es aus dem mütterlichen Grunde der Erde selbst geheimnisvoll emporgewachsen. Es steht nicht mehr da, als ein Ding, das zufällig von Menschenhand dort errichtet ist, nein, es wirkt wie eine herrliche Notwendigkeit. Es ist die letzte Krönung dieser Gegend, ihre Vollendung, nicht ihr Schmuß.

Fuchs-Bairal.

Dem Befreier Deutschlands.

Im Teutoburger Wald am Hünenringe
Steht eines Rieken erzgeschmiedet Bild;
Im Waffenschmuck, am Helm des Adlers Schwingè,
Hoch, hoch das Schwert, gelehnt an seinen Schild,
So steht er riesengroß auf hoher Warte
Und blickt vom Berg, darum die Wolken zieh'n,
Uralten Ruhmes leuchtende Standarte,
Weit übers Tal, — Alldeutschland, siehst du ihn?

O glüht und funkt ihm, ihr Bergesgipfel,
Ihr deutschen Ströme, blinkt und blizt ihm zu,
Ihr Lindenkronen und ihr Eichenwipfel,
Beugt euch vor seines Angesichtes Ruh'!
Und ihr Lebendigen, wem durch die Adern
Ein Tropfen nur von deutschem Blute jagt,
Der jauchze auf, daß hier auf Felsenquadern
Die Irminsul zum blauen Himmel ragt.

Der hier, der war's aus dem Cheruskerstamme,
Der schwer an seines Volkes Knechtschaft trug
Und wetternd, schmetternd wie des Blizes Flamme
Den ersten Feind Germaniens niederschlug.
Hier war die Schlacht, hier sanken die Legionen
Des stolzen Roms, Quintilius Varus fiel,
Und frei vom Joch des Siegers Enkel wohnen.
Frei geht ihr Pflug, frei fährt im Meer ihr Kiel.

Hermann, du Held! Du hast gewagt, gewettet
In der Entscheidung großem Waffengang,
Du hast uns unser Vaterland gerettet
Und deutschen Brauch und deutscher Sprache Klang;
Nimm diesen Kranz, aus Eichenlaub gewunden,
Vom Zweige hieb es kein Viktorenheil,
Ihn bringt ein Volk, in Einigkeit verbunden,
Es braust und donnert: Hermann, Heil und Heil!

Da steht dein Mal, vom Meister aufgerichtet,
Ein Menschenalter hat er dran gebaut,
So lange wir gesungen und gedichtet,
Gefämpft, geworben um die hohe Braut,

Und hier dein Volk, — es braucht nicht zu erröten,
Hermann, vor dir, es hielt am Grenzwall Stand,
Wir rangen so wie du in heißen Nöten,
Und nun schau's an, dein deutsches Vaterland.

* * *

Und wenn sich einst um deine Tempelsäulen
Des Epheus grüne Ranke lieblich schlingt,
Und wenn dein Erz in wilden Sturmes Heulen
Wie Memnons Bild bei Sonnenaufgang klingt,
Sei du ein Mahner, Schildwacht unsrer Ehre,
Der Nachwelt sei ein Rufer du im Streit:
Seht hier des Vaterlandes beste Wehre,
Das Schwert Armins, der Deutschen Einigkeit!
Julius Wolff.

Die Schwerterhebung am Hermannsdenkmal am 1. Mai 1875.

Am Denkmal, oben auf dem Teut,
Steht ernst, die Stirne voller Falten,
Der alte Meister. — Ob wohl heut'
Ihm freundliche Gestirne walten?
Ein trüber Anstern warf gar oft
Auf Bandels Werk die bleichen Strahlen:
Wo freud'gen Beistand er gehofft,
Fand Hemmnis er zu hundert Malen.

Tat's nicht die Scheelsucht, falscher Neid,
War's Mißverstehen, auch Verblendung.
Viel Undank, der zum Himmel schreit,
Verhinderte des Werks Vollendung.
Jedoch des Alten feste Hand,
Sie wollt' es alles überwinden,
Der hohe Sinn, der nimmer schwand,
Er mußte doch den Retter finden.

In Wetternacht und Sturmesdräu'n
Ward unser Deutsches Reich geboren,
Und seinen Schöpfer, diesen Leu'n,
Zum Kaiser hielt man ihn erkoren.

Der Held, an Siegen überreich,
Erfüllt von deutschen Geistes Wehen,
Der Sieger, dem kein andrer gleich,
Befahl: „Laßt Hermanns Bild erstehen!“

Und Bandels freie Stirne schwoll;
Vorüber war die Zeit des Jammers.
Der Teutoburger Wald erscholl
Vom Hieb der Art, vom Schlag des Hammers. —
Ob hoch in Wipfeln Sturmwind braust,
Ob Hagel schlägt, was will es sagen?
Das Denkmal wächst, man sieht die Faust
Empor zu Himmelshöhen ragen.

Dann heißt es: Mannen auf zum Tann!
Und fällt die schlankste mir der Fichten,
Um mit vereinten Kräften dran
Der Freiheit Schwert emporzurichten.
Schon ragt das Riesenkind am Bau,
Den Werkgerüsten eng verbunden,
Und über unsrer Berge Blau
Wird Hermanns Schwert emporgewunden.

„Nur langsam! langsam!“ — Ha, wie's glückt,
Die große Last emporzubringen!
„Dort, jenen Flaschenzug gerückt,
Die rechte Lage zu erzwingen.“
Man ruft es. — — Bandel flüstert sacht:
„Ja, Deutschlands Einheit meine Stärke,
Und meine Stärke Deutschlands Macht!
Das war mein Wahlspruch bei dem Werke.“

„Ganz recht so, wie die Waffe liegt!
Auf! An die Seile! Festgezogen!“ —
So heißt's. — — Wie sich der Mastbaum biegt,
Und biegt, wie kaum der Schützen Bogen.
„Herr Gott im Himmel!“ Seht doch, seht
Den hartgeprüften lieben Alten!
Das Haupt entblößt er. Zum Gebet
Sieht man ihn fromm die Hände falten.

„Halt! sacht!“ befiehlt der Altgesell,
„Sacht! sacht! Die Fichte muß es tragen!
Ein letzter fester Ruck noch schnell!“ —
— Seht Hermanns Schwert zum Himmel ragen!
„Nun danket alle Gott!“ Er singt's,
Der Meister! — All' aus einem Munde,
Sie singen's allesamt. Wie klingt's
In dieser weihervollen Stunde!

Wilhelm Dösterhaus.

Am Hermannsdenkmal.

Der Abend sinkt. Die Wälder dunkeln,
Ein letztes Gold auf Tal und Höhn.
Uralte, ew'ge Sagen munkeln,
Es flirrt und stampft wie Rossegedröhn.
Tief rauschen auf die Eichen und Buchen;
Im Tal die letzten Lieder juchen.

Das ist die heilige Weltenstunde,
Da steigt er nieder in die Nacht,
Da schlägt er tief im Schluchtengrunde
Die alte, ew'ge Römerschlacht;
Da treibt er aus Germaniens Norden
Im Nachtwindsturm die welschen Horden.

Sein Haupt ragt in den Abendhimmel,
Sein Blankschwert leuchtet wie Heldengesang.
Die Berge leben, wenn sein Schimmel
Sie schlägt im ehernen Sturmesgang.
Sein Auge blitzt, sein Speer ist gerötet,
Sein Iodernder Atem sengt und tötet.

Das ist die alte deutsche Weise:
Urewig schreitet der Held durchs Land,
Weckt rings die Schläfer im Ringwallkreise,
Stößt in die Welt den Flammenbrand,
Schürt die Flamme, bis jauchzend die hohe
Flamme sich bläht zu vernichtender Lohe.

Das sind die großen, heiligen Zeiten:
Da wird das zerstörte Reich erneut.
Millionen entschlafener Krieger reiten
Zum Grenzwall, wo das Verderben dräut.
Er mitten darunter, er hoch im Sitze,
Von seinem Schwerte funkeln Blitze.

Und ist das heilige Werk vollendet,
Dann steht er wieder hoch auf dem Stein.
Das Blankschwert ehern nach Westen gewendet,
Umleuchtet von goldenem Abendschein.
Im Frieden leben Bürger und Bauern,
Tief dankbar die heiligen Eichen schauern.

Friedrich Castelle.

Hermanns Schlacht.

Es braust von fern herüber, es singt und klingt so laut,
Dazwischen schlägt die Flügel des Windes alte Braut!
Was soll das Singen und Klingen, das durch die Wälder ruft,
Als zögen Kranichschwärme nach südlich warmer Luft!?

Es ist das Lied der Männer, die gehen zur heil'gen Schlacht,
Es ist das Lied der Freiheit, das in der Brust erwacht,
Sie haben es nicht ersonnen, es ist der mahnende Geist,
Der sie aus voller Seele dies Lied erheben heißt.

Wie eine eherne Schlange, zahllos wie Sand am Meer,
So windet sich durch die Schluchten der Römer stolzes Heer.
Das war der schreckliche Lindwurm, der Drache, giftgeschwellt,
Der hatte den Reif geschlungen um eine halbe Welt.

Jetzt war die Frist gekommen, dies war der große Tag,
Wo ihm die deutsche Rechte das Schwert ins Herze stach!
Nun magst du zischen, Natter, gedrückt von deutscher Hand,
Nun bringe Beil und Ruten ins heil'ge deutsche Land.

Es brausen die Valküren auf schwarzen Rossen vorbei,
Sie weihen und verzeihen, wer reif zum Opfer sei:
Weh dir, Quintilius Varus, dich schüttelt der bleiche Schmerz!
Weh euch, ihr wilden Tribunen, was rührt euer steinern Herz?

Urpötzlich ist's, als wäre der öde Wald erwacht,
Und von den Bergen stürmet Hermann mit seiner Macht;
Schon dröhnen Schild und Schwerter, schon flirret Speer an Speer,
Es hallt und braust und stürmet wie Wirbelwind im Meer.

Da wacht in Bergestiefen der Geist des Waldes auf
Und fährt in seinem Zorne zum hellen Tag hinauf.
Gehüllt in Wetterwolken, so geht er durch den Wald,
Daß es wie ferner Donner von hüben und drüben schallt.

Die tausendjäh'rigen Eichen, gewiegt von seinem Hauch,
Brechen krachend zusammen, laut wimmern Busch und Strauch.
Der herbstliche Regen stürzt, die Ströme brausen mit Macht,
Und über die sterbenden Scharen sinkt grauenvolle Nacht.

Drei Tage währt das Morden, da blickt der blaue Tag
Herunter auf die Heide, wo Varus röchelnd lag,
Ringsum die edle Jugend gebettet ins eigne Blut,
Des wilden Aares Beute, der hoch auf den Wolken ruht.

Und Hermann, der Cherusker, lehnt sich auf seinen Speer
Und schaut mit freudigem Ernste im freien Land umher.
Er war so kühn und edel, so daß ich Nacht und Tag
Von seiner treuen Seele wohl singen und sagen mag.

Fr. W. Weber.

Hermanns Tod.

Nun klagt, ihr hangen Saiten, wie Wintersturm der Nacht,
Das Lied von alten Zeiten ist in der Brust erwacht.
Die Helden grauer Tage, sie zechen in Walhall,
Doch lebt in Sang und Sage ihr Schild und Schwerterhschall.

Im Teutoburger Walde, da ist ein wildes Tal,
Da ragt auf grüner Heide ein dunkles Totenmal;
Die Nachtgespenster raunen ein hohles Sterbelied,
Indes der Sturm am braunen Gestein vorüberzieht.

Wohl auf der Heide lagen die Römer unbestellt,
Die Siegmars Kind erschlagen im wilden Wassenfeld,
Und durch die Eisenreiser brach heller Morgenschein,
Daß schimmerte noch weißer das bleichende Gestein.

Da ritt in Sommertagen Hermann mit edlem Troß,
Im grünen Wald zu jagen auf seinem guten Roß.
Es schwärmten auf der Heide der Rab' und sein schwarzes Weib,
Als hätten sie gern zur Weide des Reiters schönen Leib.

Und jählings stürzt mit Brausen aus seiner Schlucht der Ur,
Und Roß und Reiter sausen ihm nach auf rauher Spur;
Die Treuen, die ihn begleiten, sie bleiben hinter ihm.
Wer mag wie Hermann reiten gleich Sturmesungetüm?

Weit über Berg und Hügel, durch Schlucht und wildes Tal
Geht's mit verhängtem Zügel wie Wind und Wetterstrahl.
Fern tönet mit Geheule der laute Wirbelbach,
Der Ur hinüber mit Eile, der Reiter hintennach.

Doch wo im wald'gen Grunde die Schluchten rings um ihn
Sich labyrinthisch winden, da ist die Spur dahin,
Und wie er sinnend lauschet, trifft Waffenklang sein Ohr,
Und aus den Büschen rauschet ein Reitertrupp hervor.

Und zwanzig blanke Speere, die dringen auf ihn ein,
Doch steht er wie im Meere ein riesiges Gestein,
Wohl mancher wilde Streiter erliegt vor seinem Mut,
Und färbt die grünen Kräuter mit seinem roten Blut.

Doch plötzlich sinkt die Rechte: „Weh“, ruft er, „ist es wahr? —
Im Bunde dieser Knechte auch du, mein Ingiomar?“ —
Das Herz war ihm gebrochen, die Augen schloß er fest:
Des mocht'st du höhnisch lachen, du schändlicher Segeß.

Und hier im Tale haben mit ihrer frommen Hand,
Die Treuen ihn begraben im freien Vaterland,
Sein gutes Roß daneben, den blanken Speer dabei,
Dem Helden einst im Leben sowie im Tode treu.

Das ist auf grüner Halde das dunkle Todesmal,
Im Teutoburger Walde, im schauerlichen Tal,
Wo Nachtgespenster raunen das hohle Sterbelied,
Indes der Sturm am braunen Gestein vorüberzieht.

Der Held so fromm und edel, der sitzt nun in Walhall,
Ein blanker Römerschädel, das ist sein Metpokal,
Und hell in hundert Sagen ertönt sein Ruhmgesang
In allen künft'gen Tagen zu deutschem Harfenklang.

Fr. W. Weber.

Die Schlacht bei Detmold.

Zu Detmold auf der Aue, da lag mit seinem Heer
Der Kaiser Karl aus Franken in Waffen und in Wehr;
Der Kaiser Karl aus Franken gedacht' in seinem Mut
Am Sachsenvolk zu rächen Adalgis' edles Blut.

Ihm dient aus seinen Landen viel stolze Ritterschaft
Und zwölf erlesene Degen von hoher Heldenkraft;
Vor allem strahlt an Jugend der kühne Held Roland
Der seit nach vielen Schlachten das Ziel der Tage fand.

O Ronzeval in Spanien, du traurig Ronzeval,
Was klingt durch deine Schluchten so heller Waffenschall!
O Ronzeval in Spanien, wer schläft dort an der Wand?
Das ist in seinem Blute der kühne Held Roland.

Zu Detmold in dem Walde, da weht der kalte Wind,
Da hauste mit seinen Sachsen der starke Wittekind.
Er stand am nächtlichen Feuer gelehnt auf seinen Speer
Und schaute ernst und finster im troß'gen Kreis umher.

Sie hatten sich verschworen mit einem schweren Eid,
Bei Sturm und wildem Wetter, in nächtlich grauer Zeit,
Zu retten und zu schirmen die Freiheit und das Recht
Und ihrer alten Götter hochheiliges Geschlecht.

Zu Detmold auf der Wiese, das floß das rote Blut,
Da war ein kühnes Streben und wilder Schlachtenmut.
Hei! wie die Schilde dröhnten, wie Schwert und Helm zersprang!
Hei! wie es in den Wäldern so weidlich widerklang!

Der Kaiser Karl aus Franken, der ritt sein wildes Roß,
Herr Roland ihm zur Seite, der rüstige Genoß;
Herr Roland ihm zur Seite, der schwingt sein breites Schwert,
Hei! wie das durch die Lüfte mit scharfer Zunge fährt! —

Gott grüß dich, Sachsenherzog, wie du so kräftig mähtst
Und unter reichen Garben ein rüst'ger Schnitter stehst.
So saust durch reife Saaten verbündet Flamm' und Wind. —
Des weinte manche Mutter und mancher Mutter Kind.

Zu Detmold auf dem Ager steht eine Linde frei,
Drin bau'n die Vöglein Nester im schönen Monat Mai;
Und Bienton und Liebe und Lied und Blütenduft
Durchdringet und durchatmet die weiche Lenzesluft.

Und unter Lind und Liebe und Lied und Blütenduft
Ruh'n tief die alten Helden in ihrer finstern Gruft.
Mit Schwert und Schild und Panzer, so grub man sie hinein,
Da mag's in unsern Tagen recht still und kühlig sein.

Fr. W. Weber.

Im Heidental.

Sacht gleitet von den Bäumen
Der müde Sonnenstrahl,
Zu stillen, süßen Träumen
Nicht ein das Waldestal.

Es ruht in seinem Schatten
Ein duftgebornes Kind,
Auf sammetweichen Matten
Träumt es im Abendwind.

Mit grünen Baldachinen
Von Nixen überweht,
Von flugen Heidebienen
Umsungen und umlebt;

Von zarten Elfenhänden
Umschleiert ganz mit Gold,
Ruht's an den Bergeswänden
So traut, so wunderhold.

Mit hellen Lerchenstimmen
Grüßt fern die blaue Höh,
In Purpurwölkchen schwimmen
Sie wie in rotem Klee.

Hoch mit den Firnen tauschen
Die Wölkchen noch ein Wort
Der Wald mit leisem Rauschen
Trägt es zu Tale fort.

Und all die Blumen nicken
Es fort von Rain zu Rain,
Mit Tauesperlen sticken
Sie's rings im Tale ein.

Das Kind, von Duft umflossen,
Steht wie ein Priester da —
O, wem das Herz erschlossen,
Wohl nie ein schön'res sah!

Es senkt das Haupt, das holde,
Hinschmelzend beugt's die Knie —
Das ist im Abendgolde
Die Waldespoesie.

Ernst Meyer.

Waldstimme.

Wie deine grüngoldenen Augen funkeln,
Wald, du moosiger Träumer,
Wie so versonnen deine Gedanken dunkeln,
Saftstrogender Tagesversäumer!
Einsiedel, schwer von Leben,
Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben,
Wie's Atem holt

und näher kommt

und braust

Und weiter zieht

und stille wird

und saust —

über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
Hoch oben steht ein ernster Ton,
Dem lauschten tausend Jahre schon,
Und werden tausend Jahre lauschen
Und immer dieses starke donnerdunkle Rauschen.

Peter Hille.

Am Waldbach.

Umdunkelt von kühlenden Schatten
Tief, tief in des Waldes Grün
Zieht lautlos auf moosigen Matten

Ein Bächlein versteckt dahin;
Des dämmernden Waldes verschwiegenes Kind.
Wie leis und wie ernst es herniederrinnt,
Als wollt' es geheim entfliehen.

Altenbernd

Der Teutoburger Wald.

Viel schöne Stätten gibt's im deutschen Land,
Von Süd bis West; von Osten bis gen Norden;
Doch eine, die uns Deutschen wohlbekannt,
Ist mir die liebste doch von allen worden.

Wo von den Bergen dunkle Tannen ragen,
Wo hoch und groß die starken Eichen steh'n,
Wo alte Märchen, — halbvergess'ne Sagen
Aus ihren Gräbern wieder aufersteh'n! —

Wo aus den halbverfall'nen Hünengruften
Es klingt wie Klang aus ferner, alter Zeit.
Aus alter Zeit, — wo über Berg und Klüften
Tönt' Schlachtgesang und blut'ger Schwerter Streit!

Jetzt ruht der Wald in großem, stillem Schweigen,
Von reinstem Gottesodem lind durchweht.
Ein leises Raunen tönet in den Zweigen,
Es klingt wie frommes, heiliges Gebet!

Hier zieht's mich hin, wenn ich der Menschen müde,
Hier ruh' ich aus von allem Lebensleid.
Teutonen-Wald! — Du gibst mir wieder Frieden,
Gibst meinem Herzen die Zufriedenheit.

L. Valentin.

Der Donoper Teich.

Es schlummert die Welle, die Erle schweigt,
Kein Lusthauch, der flüsternd die Halme neigt;
Die Fichten träumen im Mondenlicht,
Der Wald im Schläfe — er regt sich nicht.

Es deckt ihn ein Flortuch — von seltener Pracht —
Der duftige Nebel der Frühlingsnacht;
Und still seinen Schlummer bewachend stehn
Gleich schweigenden Wächtern die fernen Höhn.

Er schläft — doch auf Wasser und Busch und Baum
Liegt ausgegossen ein heit'rer Traum,
Ein Lächeln, als hätt' ihm der Traum entdeckt,
Was unter dem Mantel der Nacht versteckt.

Er hört wohl ertönen mit Silberklang
Der Maiglöckchen Läuten das Tal entlang,
Es regt sich, geweckt von dem süßen Schall,
In den schlummernden Kelchen der Blumen all'.

Die Nymphen erwachen, die Elfen ziehn
Im Tau sich badend durchs Waldesgrün
Und ordnen zum Spiele, zum Tanz die Reih'n,
Und der Glühwurm leuchtet mit hellem Schein.

Es flimmert im Teich und im Schilf und Moos,
Und wundersam klingt es im Waldeschoß;
Es läutet im Tal, und es summt und rauscht,
Und der Wald — er schlummert und träumt und lauscht.

R. Altenbernd.

Am Donoper Teich.

Dunklem Auge gleich an Glanze,
Das zum Himmel blickt empor,
Leuchtet aus der Bäume Kranze
Teiches Spiegel hell hervor.

Weisse Blütensterne wiegen
Sich als Schilfgewandes Saum,
Hoch darüber Wolken fliegen
Durch den engbegrenzten Raum.

Still der Wand'rer schaut im weiten
Kreise um sich, weltentrückt,
Vor ihm Waldeseinsamkeiten
Prangen, vom Juwel geschmückt.

Geist des Friedens, deine Schwingen
Breitest um den Ort du aus,
Deines Odems Züge dringen
Durch dein grünnumwölbtes Haus.

Einem jeden Pilger sende
Diesen Hauch der sel'gen Ruh,
Dankerfüllt sein Herz er wende
Dir beim Scheidegruße zu.

Paul Schönnemann.

Frau Einsamkeit.

Die Einsamkeit wollte ich haben, nicht die schmerzliche, traurige, verlassene, die nicht, aber meine stille, gute, kluge, liebe Einsamkeit, die mir zuredet mit leisen Worten, die mir ihre stillen Lieder singt und mit mir geht, stumm und froh, durch die braune Heide, durch große, ruhige Weiten, die mir lieber sind als der schönste Wald, als die gewaltigsten Berge, als die herrlichsten Wasser.

So wanderte ich von Bielefeld über sonnige Höhen, wo die goldenen Zistroschen im dürrn Grase brannten, durch alte Wälder, in denen kein Vogel mehr sang, über hohe, braune Heidhügel, deren strenge Farbe ein dürftiger Rosenschein milderte, nach Verlinghausen und weiter zur einsamen Senne, dem Lande, das nie der Wanderer besucht, das nie die Neugier betritt, in dem die Menschen so spärlich sind und die Häuser so dünn gesät; ziellos und planlos wollte ich wandern, den Zufall zum Handweiser nehmend und die Wagengeleise als Straße, keine Karte, kein Reisebuch in der Tasche, die von Sehenswürdigkeiten reden und schönen Punkten, wo viel Volk ist und die Menge sich staut.

So stieg ich bergauf, an der Hünenkapelle auf dem Tönsberge vorüber, durch Buchenwald, in dessen Schatten die Bissbeersträucher strokten vom Segen der Waldfrau, vorüber an Quellsümpfen, mitten durch enkeltiefen Treibsand, bis sie vor mir lag, die herbe Senne. Und da sah ich sie auch, sah das gute Gesicht der ernstesten, stillen Frau, und meine Augen nur grüßten sie, Frau Einsamkeit. Um ihren Kopf wehte ein zarter grauer Schleier, um ihre starken Glieder floß das braune, gelb geflammte, rosig überhauchte, grün besetzte vornehme Kleid, das langhin schleppte und den Treibsand mülmend aufwirbeln ließ; und so stolz sie ist und so langweilig sie sein kann bei lautem Volk, mich mag sie gern, und mir ist sie gut, weil ich gerade so still bin wie sie und nur froh bin bei ihr; denn sie ist eifersüchtig und duldet keinen

neben sich; und so legte sie die feste, angebräunte, schöne Hand in meine und schob ihren Arm unter meinen und ging mit mir, den Rand der Senne entlang.

Einen Teppich hatte sie breiten lassen unter unseren Füßen, weich und schön. Blühende Heide war es und schneeweißer Sand und blaues Büschelgras, gestickt mit goldgelbem Habichtskraut; und da Grauduft den Blauhimmel verbarg, so hatte sie ein Stück Himmel heimlich mitgenommen und ihn zerpfückt und gab den Stückchen Leben und streute ihn nun vor uns her, daß er tanzte über die rosige Heide, ein Gewimmel kleiner blauer Falter, die jeder goldenen Sternblume einen Kuß gaben und immer weiter vor uns hertanzten, leicht und lustig. Und auch ein bißchen Sonne hatte sie gestohlen und in große, gelbe Schwalbenschwänze verwandelt, die vor uns hinschwebten. Und um jedes dürstige Heideblütchen summten die Immen, und überall fiedelten die Heimchen, und der Föhrenwald brummte undeutliche Lieder in den Barts.

Ah, was war das schön den Morgen, als dann die Sonne uns lachte! Alles so ruhig, so groß, so sicher weit und breit zur Rechten, wo aus der weiten Heide ein weißer Weg schimmerte, ein spitzer Turm glänzte, ein rotes Dach leuchtete in dem Braun und Grün, und links, wo am Berg im Buchwald die Sonne die Farnne golden bemalte und das Moos leuchten ließ. Der Buchenwald links so laut und lebhaft im Wind, und rechts die Senne, still zuhörend seinem Geplauder.

Einmal nur fühlte ich den mahnenden Fingerdruck meiner Begleiterin auf dem Arm und blieb stehen. Mit den Augen zeigte sie nach dem Horst windzerzupfter Krüppelföhren. Dahinter schob es sich rot zum Holze hin mit langen schlanken Läufen und beweglichen Lauschern und großen, dunklen Augen, hier noch ein Hälmlchen rupfend, da ein Blättchen nehmend, ein Rudel Wild. Lautlos glitt das Wild über den Weg und zerfloß im Schatten der Buchen. Und noch einmal drückte Frau Einsamkeit meinen Arm und lächelte. Da standen zwei Frauen, halb gebückt, noch die Braken, die sie zur Feuerung suchten, in den Händen, und sahen uns still verwundert an. Wann kommt hierher wohl je ein Stadtmensch? Stumm nickten sie auf unser stummes Nicken und sahen uns nach.

Als die Sonne den Morgennebel fortjagte, da summten fröhlicher die Immen, tanzten vergnügter die Bläulinge, goldgrün-schimmernd flog vor uns her der Sandläufer flinke Schar, silberflügelige Jungfern

umknitterten uns. Auch der Wind lebte auf und stieß die ersten Föhren in die Seiten, daß sie mürrisch-lustig brummten, und den Trieb sand nahm er und begrub darin die schwarzen Föhrenäpfel und die silbergrauen Wurzeln und krümelte ihn auf die sonnenfaulen Eidechsen, daß sie ängstlich in die Heide schlüpften.

Ein Mensch begegnete uns, ein Mädchen, groß, blond, blauäugig, das mit den starken braunen Armen die schwere Karre voll Plaggen vor sich hinschob in dem Mehlsand. Freundlichernst nickte sie uns zu. Ob sie wohl wußte, wie schön sie war in ihrem selbstgewebten Rock, mit dem schlichten Haar? Der Hermann da oben schien sie zu grüßen, das Bauernmädchen, mit hochgerecktem, grünblühendem Schwert als eine Urtochter von denen, die als Mütter ihm Söhne gaben, Feinde zu würgen und Räuber zu schlachten, gleichgültig und erbarmungslos, wie es das Raubzeug verdient. In den grünen Wald gingen wir dann, wo die zarten Farnblätter im Winde zuckten und die Schatten mit den Lichtern Kriegen spielten, bis schwarzweiß und grün der Dörenkrug uns winkte zur Rast unter schattigem Lindenbaum, zu kurzer Rast, und dann nahm uns wieder auf kiendustiger Wald, eines toten Fürsten Jagdrevier. Hier hatte er geweidwerkt Tag für Tag, der Eisbart Woldemar, und auf den edlen Hirsch gepürscht in Abendnebel und Morgentau, in Frost und Glut. Wer weiß, was ihm das Leben getan hatte und die Menschen, daß er ihnen aus dem Wege ging und immer da sein wollte, wo Fährten den Boden narbten und Schälstellen die Rinden zerrissen, wo unter den Schalen des Edlen das Gefnäck brach und wo des Starken Brunstruf klang über Berg und Tal, wo der grimmige Basse seine Gewehre an den Knorrwurzeln der Eichen wegte und Wodans Rabe über braunzapfigen Wipfeln krächzte. Hier lebte er mit Frau Einsamkeit, bis ein Stärkerer ihm zurief: „Jagd vorbei!“

Am Donoper Teich standen wir dann lange und sahen in die klare Glut, in der Nixenfraut grün vom Grunde wucherte; uralte Bäume flüsterten und rauschten, und der Bach schwakte, wie ein Kind in ernster Leute Kreis. Aber laute Menschen störten uns fort von dem stillen Ort, und weiter zogen wir, an tüdlichem Manchangel und waffenstarrendem Tubusch vorbei, an toter Eichen Gespensterleibern, an Dickungen, in denen die Sauen bliesen, auf Lopsborn zu, des toten Weidmanns Jagdschloß. Der Markwart meldete uns krächzend, die Umseln schimpften, und mißtrauisch sah Hirschmann, der rote Schweißhund, den unbekannten Landläufern entgegen, bis seine feine Nase ihm verriet, daß wir wohl wert wären einer freundlichen Begrüßung.

Ein Stündchen Ruhe in kühler Hopfenlaube, bis die laute Neugier auch hierher kam und uns weiter trieb auf die weiße Kalkstraße, wo uns Riesenbuchen Schatten gaben, bis uns mit Sand und Heide und Föhren die Senne wieder aufnahm. Unter dem Schatten der Föhren im dürrn Grabengras schauten wir stumm in die lange, breite Trift, die schwarze Föhren ummauerten. Wir träumten von alten Tagen, wo noch das Elch hier stand. Unser Traum trat uns in die Augen. Zog es da nicht heran, hoch im Widerriß, zwischen den Stämmen? Schnaubte es da nicht laut und wild? Die freien Sennepferde waren es, wohl dreißig, die da, ledig von Zaum und Eisen, nackt und ungeschirrt, über die Trift zogen, die Nasen im Wind, wie Wild. Und eins warf sich in den Mehlsand der Trift und sühlte sich, daß es mülmte, und noch eins, und wieder eins, eine gelbe Wolke qualmte zwischen den schwarzen Föhren, aus ihr zuckten Beine und Hälse und Schweife, und ein Gewieher erklang, so frei, so stark, wie nie ein Roß wiehert, das Zaum und Zügel kennt. Wir lagen mäuschenstill im Grase, an den freien Tieren die Augen labend, bis Stück für Stück aufstand und weidend und wedelnd drüben in den Föhren verschwand. Lange noch hörten wir ihre Glocken klingen.

Dann tauchten wir wieder in der Senne unter, in der Kammer-senne, die weit und unabsehbar vor uns lag, immer gleich und immer anders, so arm und doch so reich. Stunde auf Stunde verrann, keine Seele begegnete uns. Da ein Dach, dann wieder eine Stunde Einsamkeit, dann ein Hof, und wieder eine braune Weite, flache rostige Hügel, eine krüpplige Föhre, einige Sandblößen als weithin sichtbare Merkzeichen darin, aber kein Bach, kein Teich, nur die arme dürstige Heide. Ganz langsam gingen wir hier mit weitem Herzen und offenen Augen, glücklich und still, noch eine Stunde und noch eine, bis die Straße nach Horn in Sicht kam und viele laute Menschen.

Erst dann zog Frau Einsamkeit ihren Arm unter meinem fort und nickte mir zu, und das Nicken sagte: „Auf Wiederkommen!“ Und mein Nicken sagte auch: „Auf Wiedersehen, Frau Einsamkeit!“

Hermann Löns.

Die Hünenkapelle.

Zerstreute Trümmer, hand- und mörtellos,
Gesunkne Pfeiler, eingefallne Bogen,
Umwuchert von Gestrüpp, von Heid' und Moos
Vielleicht seit tausend Jahren überzogen;

Rings um des Berges sturmgepeitschten Grat
Die überwachsen steinerbauten Wälle,
In ihrem Kreise diese Trümmerfaat,
Genannt die Hünenkirche, die Kapelle.

Fern des Cherusters Bild am dunklen Teut,
Um dessen Gipfel sonn'ge Lichter schwanken,
Berklärend ihn, so scheint's von Zeit zu Zeit,
Gleich wie des Weisen Stirne die Gedanken: —
Hier weht's wie Odem alter Zeit, fürwahr,
Wie das Geflüster langentschwundner Tage,
Doch das Verborgne macht's nicht offenbar,
Hier schweigt der Stein und stumm ist selbst die Sage.

Ob einst mit dem Gebräus des Abendwinds
Sich einte hier des Kriegeshorns Geschmetter,
Wenn auf dem Plan die Scharen Wittekind's
Um Sieg anriefen ihre heim'schen Götter?
Ob hier am ersten christlichen Altar
Der Dankeshymnus scholl siegreicher Franken,
Nachdem der Sachsen Reihen, Schar um Schar,
Im Kampf für ihren Herd und Glauben sanken?

Ob einst in dem zerbröckelten Gestein,
Tief sinnend über dunklen Zeichen hockend,
Ein Klausner lebte, mit dem Heil'genschein
Die Gläub'gen durch den Sand der Senne lockend?
Grau liegt der Schleier der Vergessenheit
Auf diesem Steingetrümmer, auf den Gräften,
Die in der braunen Heide rings verstreut,
Und keine Hand vermocht' es, ihn zu lüften. —

Vom Tal herüber tönt der Glocke Klang;
Ich seh' im Geiste gläub'ge Scharen ziehen
Den Berg hinan in andachtsvollem Drang
Und still auf dem geweihten Boden knien.
Ob Heid', ob Christ — kein Wächter weist zurück
Den Wandrer von dieses Betraums Schwelle.
Die Glocke schweigt, ein letzter Sonnenblick,
Und wie ein Amen haucht's durch die Kapelle.

L. Altenbernd.

Die Senner Heide.

Es dehnt sich die Ebene öde und weit
Von der Lippe Ufergefilden
Bis hin zu der Berge Einsamkeit,
Cheruskias Bergen, den wilden.

Rings werden die Augen vom Widerschein
Der Sonne im Sande geblendet.
Es sinket der müde Wanderer ein
Wohin den Fuß er auch wendet.

Bereinsamt Gruppen von Föhren stehn
In spärlichem Nadelkleide;
Es sproßt auf den Rämmen der sandigen Wehn
Der Ginster und bräunlich die Heide.

Richard Böger. (Aus Hermann, Deutschlands Held“.)

Die Senne.

Hier ist der Ort, die alte Stätte,
Wo auf der Heide dürrem Sand
Vor langer Zeit mein Wiegenbette
Im engen Vaterhause stand.
Das Vaterhaus! — Von dieser Stelle
Längst schwand es in der Jahre Lauf,
Und gastlich nimmt die fremde Schwelle,
Das fremde Dach den Wanderer auf.

Auf dieser Flur, so öd und stille,
Sang, als der lange Winter schied,
Die Heidelerche und die Grille
Dem Knaben einst das Wiegenlied.
Ich mein', ich müßt' ihn heut' noch hören,
Den Nachtwind in den Wipfeln hoch,
Wie durch die Birken, durch die Föhren
Es wunderseltzam rauschend zog.

Es klang, es sang wie leises Klagen,
Daß sie noch lag — wenn rings die Au
Sich schmückte in den Maientagen —
Im Alltagskleide, Grau in Grau;
Daß sie gemieden und vergessen,
Das blöde Stiefkind der Natur,
Im Winkel stand, wenn unterdessen
So bräutlich lachten Wief' und Flur.

Da wob, als längst der Mai verglühte,
Der Sommer ihr das Hochzeitskleid,
Flocht ihr ins Haar die Heideblüte.
Und schön in ihrer Dürstigkeit,
Der Armut Kind im schlichten Kleide
Bestrickt sie dich, du weißt nicht wie.
Das ist die Poesie der Heide,
Der stillen Senne Poesie. —

Es raucht kein Schlot auf dieser Fläche,
Hier schimmert nicht der Ofen Licht;
Es frohnen Dampf und Mühlenbäche
Und laute Hammerwerke nicht.
Hier frohnt der Mensch mit seinem Arme,
Vom Frührot bis der Abend graut,
Schier unermüdlich gleich dem Schwarme
Der Bienen dort im Heidakraut.

Fern von der Straße, die der volle,
Der breite Strom des Lebens rollt,
Hängt er an seiner dürrn Scholle
Und nimmt gelassen, was sie zollt:
Des Feldes farg gemess'ne Gaben,
Den Bienenfleiß der Sommerzeit,
Zufrieden, wenn gefüllt die Waben
Und wenn die Knollenfrucht gedeiht.

Schon früh in meiner Kindheit Tagen
Hat mich von hier mein Lebenslos
— Ich dank es ihm! — hinweggetragen
In reichgeschmückter Fluren Schoß;
Wo mit den fruchtbelad'nen Auen
Sich mischen Wald und Wiefengrün,
Wo Herden läuten, Berge blauen
Und silberhelle Bäche ziehn.

Da trank ich an dem frischen Borne
Der vielbewegten Gegenwart,
Und nahm, was in gefülltem Horne
Mir Lieb' und Leben aufgespart.
Die neue Zeit mit mächt'gen Schwingen,
Dem Großen, was sie angestrebt,
Hab' ich gesehn in ihrem Ringen
Und mitgeföhlt und mitgelebt.

Und dennoch! — Mitten in der Fülle
Des Lebens oft und der Natur
Zieht's wie ein Heimweh mich zur Stille,
Zum Frieden dieser Heideslur.
So freist die Schwalbe ums Gemäuer,
Wenn heimwärts sie vom reichern Süd
Zum alten Nest an alter Scheuer
Am sonn'gen Frühlingstage zieht.

Ludwig Altenbernd.

Arbeiterinnen der Senne.

Im kurzen Linnenkleide,
Das Haar zerzaust vom Wind,
Irrt barfuß durch die Heide
Der Senne braunes Kind.

Halb los die blonden Flechten
Und Stirn und Arme bloß,
Den Korb in seiner Rechten —
Ein echter Heidesproß!

Indes die dunklen Föhren
Der Morgenwind durchstreift,
Sucht's emsiglich die Beeren,
Die der August gereift.

Die Beeren am Gesträuche,
Nicht für der Mutter Tisch;
Für Städter und für Reiche,
So ladend rot und frisch.

Und an derselben Stelle
Da sammelt auch zugleich
Das Bienlein, sein Geselle,
Im blühenden Gesträuch

Den Blütenstaub, den schweren,
Den süßen Honigseim;
Doch gleich des Mädgleins Beeren,
Nicht für das eigne Heim.

So ziehen sie von hinnen,
Ob lang der Tag und heiß,
Die beiden Sammlerinnen,
Mit unverdroßnem Fleiß.

Rings glänzt im Blütenprangen
Die Senne weit und breit;
Braun wie des Mädchens Wangen
Ihr prächtig Sommerkleid.

Glühn dann im Abendlichte,
Bewegt von keinem Hauch,
Die schlanke Birk' und Fichte
Und der Wachholderstrauch:

Dann heimwärts mit den Gaben
Der Heide ziehn beschwert,
Das Bienlein zu den Waben,
Das Mädglein zum Herd.

L. Altenbernd.

Meinberg.

Welch ein hübsches, altes Bad ist das kleine Meinberg, das lange genug wie ein Dornröschen geschlafen hat und das sich nun endlich den Schlaf aus den Augen reibt, um zu einem neuen Leben zu erwachen.

Versteckt und eingebettet liegt das alte Bad da, von reichen Feldern umgeben, von nahen Wäldern behütet. Allein mit schönen, alten Bäumen führen auf den Kurplatz mit seiner berühmten Quelle zu, der kein Geringerer als Bürger, der größte Balladendichter Deutsch-

lands einen Bierzeiler gewidmet hat, der die Heilkraft der Quelle von Meinberg feiert.

Eigentlich ist das ganze Bad nur ein schöner, regelmäßig angelegter Park, der Quelle, Trinkbrunnen und Badehaus umgibt. Und rund um den Park herum stehen alte und neue Häuser, von denen die älteren die größten und in ihrer friedlichen, hellen Schlichtheit die schönsten sind. Sie haben so hübsche Namen: „Zum Stern“, „Zur Rose“. Es ist wie ein Hauch von biedermeierlicher Behaglichkeit um diese Gebäude, und der schöne alte Kurssaal hat gar noch ein wenig altertümliche, steife, gemessene Feierlichkeit, und ich kann mir gut denken, daß er wunderhübsch und beinahe eine Sehenswürdigkeit gewesen sein muß zu jener Zeit, als man noch Kerzen brannte, wenn man ein Fest beging.

Wunderhübsch und noch gerade wie vor zwanzig Jahren schlägt über dem Kurplatz mit hellem, durchdringenden Klange eine Uhr und zerreißt die Ewigkeit in abgegrenzte Teile. Der Klang ist wie damals, der Park ist grün wie je, die meisten Häuser stehen noch immer gravitativ und behäbig da. Aber sonst hat sich so viel geändert, so viel ist anders geworden — aber nicht zu des lieben, alten Nestes Schaden.

Schmucke neue Häuser sind gebaut, Villen stehen am Waldesrand, irgend etwas deutet förmlich in der Luft darauf hin, daß sich das Leben hier regen will, daß man müde geworden ist, immer abseits, verträumt und vergessen im Winkel zu liegen.

Wie wunderbar ist es aber, nach zwanzig Jahren irgendwohin wiederzukommen, und im Grunde noch alles, das Wesentliche wenigstens, unverändert zu finden. Die Quelle brodelte noch geheimnisvoll aus der Tiefe der Erde empor, und mir fällt ein, welch ein erstaunliches Wunder es für uns Knaben war, als wir zum ersten Mal spürten, daß über dem Wasser eine Dunstschicht lag, die uns die Füße wärmte, wenn man sich auf die Stufen setzte, die von der Quelle her aufstiegen.

Das Bild des Badelebens von damals wird mir wieder gegenwärtig. Es war gewiß nicht sehr bunt, aber es war doch hübsch, wenn die Musik spielte, wenn man um die Trinkhalle schlenderte, das Brunnenglas in der Hand, wenn man durch die großen geraden Wege wanderte oder durch jene buschige Ecke des Kurparks, die wie ein Irrgarten war. Und nach dorthin klang die Musik nur noch als ein leiser, gedämpfter Laut. Es gab da auch noch ein altes Gasthaus mitten im Park, wo man unter den Bäumen sitzen konnte, auch eine Verkaufs-

bude stand da mit Reiseandenken und mit den gerade damals in Mode kommenden Ansichtskarten.

Um das Brunnenhaus mit seinem Säulengange drehte sich das Leben, das uns Schülern als Inbegriff aller weltlichen Großartigkeit erscheinen mochte. Und als gar in seinem Rollstuhl der alte Graf Ernst erschien, der damals noch nicht Regent im Lande seiner Väter war, bekam dieses Leben auf dem Badeplatze für uns eine ganz besondere Bedeutung, denn wir liebten und verehrten den alten Herrn alle, der unsere Grüße immer so freundlich erwiderte.

Jetzt, in diesen Tagen, als ich wieder durch den grünen Park ging, ein wenig vor der Eröffnung der Kurzeit, kam ich gerade zu dem letzten großen Lüften und Reinemachen zurecht — alles war fleißig und an der Arbeit, sich für den Empfang der Gäste vorzubereiten.

Mit einem Male spürte ich, daß ich das alte Bad, dem das hübsche Dorf unter dem Kirchlein wie ein bedächtiger, grobkörniger geratener Zwilling Bruder zur Seite steht so lieb habe, daß ich am liebsten irgendwo mit zugegriffen hätte, um dem Park sein Sommerkleid anzuziehen.

H. M. Fuchs-Barial.

Der Norderteich.

Rings eingefast von dichtem Röhricht liegt
Vor dir der blanke Spiegel eines Teichs,
Belebt von Enten und von Wasserhühnern.
Fischreihher steh'n am Ufer, spähn nach Beute
Und schweben langsam über dem Gewässer.

Schon färbt der Wald sich herbstlich, rötlich fallen
Die Sonnenlichter durch das bunte Laub
Und schimmern auf den leicht bewegten Wellen.

Der Abend dämmert, leichte Nebeldünste
Erheben sich am Waldesrand und schweben
Wie weiße Schleier auf dem stillen Wasser.
Da wird's lebendig in der Luft, wie ein Gewölk
Zieh'n tausende von Staren über'n Wald;
Von allen Seiten kommen sie herbei,
Um hier im Röhricht sichern Schlaf zu halten.

Ein tausendfacher Flügelschlag ertönt,
Und tausendfach Gezwitzcher schallt im Rohr.
Bald hier, bald dort hebt sich ein dichter Schwarm
Mit prasselndem Geräusche in die Luft.

Die Sonne sinkt, ein roter Feuerball
Ruht sie am Horizont im Wolkenballe.
Es kommt die Nacht; verborgen ruht das Heer
Der Stare in des Rohres sich'rem Didicht,
Doch lange noch vernimmt man das Gezwitzcher.
Dann wird es still, der letzte Ton verhallt.
Der Mond geht auf und spiegelt sich im Teich,
Der glatt und schweigsam keine Welle kräuselt.

Der späte Wand'rer ahnt kaum, daß im Rohr,
Des Halme leicht im Abendwind sich neigen,
Ein tausendfaches Leben webt und waltet.

Friedrich Frevert.

Schwalenberger Land.

Unsre Heimat ist bekannt,
Heißt das Schwalenberger Land,
Wo im Tal die Niese fließt,
Wo die Burg am Berge grüßt.
Zwischen Wief' und Waldesrand
Liegt das Schwalenberger Land.

Reicht das Gleis der Eisenbahn
Auch noch nicht zu uns heran;
Keine Schlösser, Industrie,
Reichtum findst du bei uns nie,
Doch der Gegend Reiz entzückt
Jedes Aug', das sie erblickt.

Auf den Bergen starkes Holz,
Schlanke Tannen unser Stolz.
In den Tälern Gras und Korn,
In den Schluchten mancher Born,
In den Adern frisches Blut:
Das ist Schwalenberger Gut!

Friedrich Wientke.

Auf der Burg Schwalenberg.

Es hat etwas Vertrauliches, sicher zu Füßen liegendes, dies Schwalenberg mit seinen braven Fachwerken. Wie Untergebene, auf die man sich verlassen kann, die uns immer zur Verfügung stehen, so die Wälderücken und die wellenden Ackergebiete wie die umfriedeten Wiesen.

Von einem steilen roten Dache suchte blauer Rauch die Bläue des Himmels, wie ein Bach das Meer sucht.

Zu diesem Hause bergan floß der Stadtbach in seiner muntern tagesklaren Zeile — Ja, er floß wirklich etwas hinan: es war nicht ganz Täuschung. Hatte er doch soviel Druck mitbekommen von seinem nahen Quell, daß für seine Kraft es eine Kleinigkeit war, noch so nebenher das Naturgesetz zu überwinden und mal ein bißchen bergan zu fließen. Hatte es doch für ihn den Reiz der Neuheit, und machte den guten Schwalenbergern dieser kleine Scherz soviel Freude . . . !

Der ernste hagere Eggestrang, der trotz seiner dichten Bewaldung seine schroffen Steinglieder erkennen ließ, stand wie ein Wall meiner Heimat nach Westen hin vor mir. Rechts wandte sich die Egge nach Nordwesten um, reckte sich womöglich noch höher und warf allen Wald von sich — es war ein starkes, warmes, klares Glimmern in den Steinbrüchen der Belmerstot . . .

Mit stolzem frohen Blick umfaßte ich das alles; so zusammen gehörig, wie man nur die Heimaterde umfaßt.

Ob es von ihr kommt, ob es von mir kommt: da ist Sagenzug im Antlitz einer Belleda. Darüber die leuchtend blaue Stirn des Himmels, voll von fröhlichen Blicken männlicher Stärke, und diese Stirn ist eine Stimme, eine tiefe reine Glocke — Wort, deutsches Wort.

Peter Hille.

Schwalenberg.

Es gibt Namen von deutschen Städten, die für mein Ohr wie eine Verführung sind —: Schwalenberg ist einer davon, denn ich habe die flinken, schönen Schwalben von allen andern Seglern der Lüfte von je gern gehabt.

Abseitiger noch als andere Orte des Lipperlandes liegt Schwalenberg auch heute noch ein wenig verlassen und vergessen da, wie es leicht

das Schicksal der Städte wurde, wo kein Bahnhof ist, und wo die Züge nicht halten.

Aber im Zeitalter des Autos sollte man sich eigentlich gar nicht mehr um die Eisenbahnen kümmern. Ich weiß ganz bestimmt, wenn man einmal in Deutschland anfängt, gerade die Landschaften zu durchwandern und zu besuchen, die noch ohne Eisenbahn sind, wird man über die ungeheure Fülle von Schönheit erstaunen, die dann zutage kommt. Ja, ich bin sicher, läge dieses liebliche, freundliche Schwalenberg am Rhein oder in einer Gegend, wo von je die Fremden reisen und jede Schönheit bestaunen, dann wäre diese Stadt mit ihrem Rathause und ihrer alten Burg weit und breit berühmt und besucht.

Schwalenberg ist mir lieb und wert, und ich denke immer, das Städtchen sei erfüllt von einer Melodie aus den Meisterfingern. So deutsch, so fernig, so echt ist hier alles.

Wie breit und sicher steht das Rathaus da, ein echtes Niedersachsenhaus, wuchtig und fest. Wie stolz ist die Burg — heute noch, obwohl die Ruinen früher, als das Schloß noch nicht wieder bewohnt war, mächtiger und eindrucksvoller auf dem fahlen Berge standen.

Aber wie schön und frei muß es sich dort oben wohnen lassen. Weit sieht man in die Welt, und das Land liegt tief unten wie ein kostbarer hunder Teppich.

Aber auch aus den Häusern der Stadt sieht man in die Weite. Da sind Häuser mit großen Gärten, die in vielen Terrassen, wie Gärten in Italien, den Berg schmücken. Alte Bäume spenden hier Schatten, aber auf den Beeten blühen viele Blumen. Rosengärten sind hier, denn die Sonne kommt vom Süden und Westen und kann sich ungehindert über diesen Gärten lagern. Edles Obst reift hier, und alles, was hier treibt und wächst und grünt, nimmt einen Anlauf ins üppige und überschwengliche.

Etwas Südliches liegt über dieser sonnigen Stadt, und ich wollte, ein Fenster und ein Garten wären dort mein.

H. M. Fuchs-Barial.

Volkwin, Graf von Schwalenberg.

Lang ehe Burg und Flecken hier bestand,
Als noch vom hohen Mört der dichte Wald
Bis tief ins Tal sich senkte und die Flur
Bedeckte, die heut' reiche Ernten trägt,

Da lebte ein gar stolzes Adelshaus
 Hier zwischen unsern Bergen, weitberühmt
 Und reich an Haus und Hufen, Hab und Gut:
 Die Schwalenberger Grafen zubenannt.
 Am Fuße ihrer alten Stammesburg,
 Jetzt Oldenburg genannt, — Ihr kennt den Ort, —
 Da stiftete in frommem, gläub'gem Sinn
 Der Ahnherr des Geschlechts, Graf Widukind,
 Ein Kloster Gott zu Ehren, nannte es
 Marienmünster, auch der Name blieb.
 Sein Tun trug reiche Frucht. Der edle Graf,
 Dem Bösen furchtbar, doch dem Guten hold,
 War Richter, Schutz und Schirm dem ganzen Gau.
 Es wuchs und mehrt' sich sein Geschlecht, doch gar
 Verschieden war der Söhn' und Enkel Art,
 Nicht folgten sie der Spur des Ahnherrn nach. —
 Volkwin der Dritte, Graf von Schwalenberg,
 Zog Nutzen aus des Deutschen Reichs Verfall
 Als Stegreifritter zog mit Mord und Brand
 Er durch die Lande. Weder Burg noch Stadt
 War vor ihm sicher, auch der einz'gen Macht,
 Die damals gegen Ritterwillkür war,
 Der Schwachen Schutz, der Kirche, sprach er Hohn. —
 Als einst Erzbischof Engelbert von Köln
 Den wilden Grafen, der ihm seine Stadt
 Und Herrschaft Häupter raubte, mit dem Bann
 Belegt und dann im Dom zu Paderborn
 Zur Kirchenbuß' gezwungen, schwoll das Herz
 Dem Schwalenberger, und es ruhte nicht,
 Bis ihm der Tag der blut'gen Rache kam.
 Der Mord des Bischofs, den auf sein Geheiß
 Graf Isenburg verübte, setzt' in Schreck
 Das ganze Land; ein blut'ger Krieg begann
 Und Volkwin mußte fliehn auf seine Burg.
 Wohl widerstand das feste Schloß dem Sturm
 Der Kölner Truppen; schon glaubt' er sich frei,
 Da zwang des Bemerichtes heil'ge Macht
 Den Missetäter zur Verantwortung.
 Er mußte lernen, daß es höher Recht
 Als seinen Troß und Eigenwillen gab,
 Und widerwillig fügt er sich dem Spruch
 Des Volksgerichts am Stuhl Willebadessen.
 Der schwarze Richter sprach: „Blut schreit nach Blut!

Doch soll das Leben dir geschenkt sein, wenn
In kurzer Frist ein Kloster sich erhebt,
Von dir gegründet, und du fernerhin
In ernster Arbeit dein Verbrechen sühnst!“
Er schwört und hält sein Wort als Edelmann.
Das Kloster ward gebaut bei Schwalenberg,
Nach Falkenhagen ward es bald verlegt,
Und Kunigunde, Volkswins Tochter, dort
Äbtissin einer frommen Nonnenschar. —
Burghagen hieß der erste Platz; er lag
Im dichten Walde, sichtbar von der Burg,
Die Volkwin jezt zum Sitze sich erkor,
Hier auf dem Berge, unsrer Schwalenburg.
Bald krönt ein hoher Bau die Kuppen dort,
Im offnen Viereck stattlich aufgeführt
Mit Pallas und Kemnate und Gesindebau,
Stark, reich und fest, ein echter Adelsitz.
Rings dehnten Mauern sich mit Schanzenwerk,
In deren Schutz ein Gärtlein freundlich blüht,
Dabei ein weiter Platz zu Kampfsenspiel
Und Waffenübung. Mancher starke Held
Ward im Turnier dort in den Sand gestreckt.
Das Ganze schloß ein tiefer Graben ein,
Und uneinnehmbar war's für jeden Feind.
Hier wohnte Volkwin, der im andern Haus
Ein andrer Mensch geworden. Was vordem
Ihm dünkte echte Rittersart, war abgetan.
Die Macht, die sonst den Schwachen stets bedroht,
Gab jezt ihm Schutz, und sicher war der Weg
Des Kaufmanns durch das Schwalenberger Land,
Das Friedens sich erfreute und gedieh.
Da, wo des Burgbergs steiler Hang nach West
Zu einer breiten Stufe abgeflacht,
Da siedelte im sichern Schutz der Burg
Der Bauer und der Bürger gern sich an,
Weil in der bösen Zeit der eig'ne Hof
Den Schutz nicht bot vor Raub und Plünderung.
Ein Herr, der Bürger schützt und Bauern nicht
Bedrückte, sah Graf Volkwin frohen Sinns,
Wie sehr das Weichbild wuchs, und mit der Zeit
Aus wen'gen Häusern ward ein Dorf, wie aus
Dem Dorfe mählich dann die Stadt entstand.

Dr. A. Lohmeier.

Auf dem Selberge bei Brakelsiek.

Selberg, Sülberg, Opferstätte
Alter heidnischer Germanen,
Die in dieser Gegend wohnten,
Unsrer Väter, unsrer Ahnen.

Diese Berge, diese Täler
Waren ihre Weidestellen,
Jene Felder, jene Wiesen
Ihrer Habe Segensquellen.

Wenn die Ernte wohlgeraten,
Wenn der Viehstand gut gediehen,
Sah der Mond, der einz'ge Zeuge,
Sie nach diesem Berge ziehen.

Und sie brachten ihren Göttern
Gaben, die sie selbst erzeugten,
Daß die Opferfeuerflammen
Fast bis an den Himmel reichten.

Und sie jubelten und tanzten,
Wenn sie sich mit Met berauschten,
Daß die Bären und die Wölfe
Staunend aus dem Dickicht lauschten.

Ihre Spuren sind verschwunden,
Ihre Zeiten sind vergangen;
Nur noch ein'ge stumme Felsen
Dort am steilen Abhang hangen.

Diese Wälder, diese Bäume
Sind schon manchesmal erneuert,
Seitdem man zum letzten Male
Hier ein Opferfest gefeiert.

Soll ich spotten, soll ich lachen
Über unsrer Väter Sitten?
Nein, ich will den Boden achten
Heilig unter meinen Tritten.

Heilig sei mir diese Stätte,
Heilig dieses Fleckchen Erde,
Bis auch ich wie unsre Alten
Einst in ihr begraben werde.

Friedrich Wienke.

Wanderpflicht.

Der heimatliche Wald wird grün,
Die ersten Blätter grünen,
Und Vögel singen, Blumen blühen;
Nun laß uns in die Ferne ziehn,
Die wir von dannen müssen.

Zwar lieben wir die Heimat sehr
Und ihre trauten Sitten,
Die schönen Berge rings umher
Und Land und Leute noch weit mehr,
Und sind auch wohl gelitten.

Doch was uns in die Ferne treibt,
Es ist die Not des Lebens.
Denn wer als Ziegler hier verbleibt
Und sich des lieben Wanderns sträubt,
Der sucht das Glück vergebens.

Drum mag das schöne Lipperland
In neuer Pracht ergrünen,
Wir haben unsre Pflicht erkannt
Und wollen fern im fremden Land
Uns fremdes Geld verdienen.

Friedrich Wienke.

Heimattreue.

Der Zieglersmann muß wandern
Ohne Wandern geht es nicht;
Von einem Land zum andern
Treibt ihn die Arbeitspflicht.

Bald ist er auf den Wegen
Nach Arbeit und nach Glück,
Bald trägt er seinen Segen
Ins Heimatland zurück.

Und treibt's ihn ohne Gnaden
Auch aus der Heimat fort,
Es hält ihn doch ein Faden
An seiner Lieben Ort.
Soweit es ihn auch führet,
Das Band bleibt immer neu;
Das Beste, was ihn zieret,
Ist seine Heimattreu.

Friedrich Wienie.

Wilbasen.

„Wilbasen? Den Ort kenne ich ja gar nicht. Und doch stamme ich hier aus der Gegend.“

„Das will ich meinen! Den kenne ich auch nicht. Den soll wohl keiner kennen. Ist ja auch kein Ort. Ist mal ein Ort gewesen; vor vielen hundert Jahren. Das Land da heißt so. Und ein Pferdemarkt ist da, der größte der ganzen Gegend. Und Zigeuner kommen hin, sag' ich Ihnen!“

..... Bald erreichten wir das Städtchen, in dessen Nähe die geisterhafte Ortschaft, der Name ohne Häuser, lag. Hier im Gasthof stellten wir die Pferde ein, frühstückten und gingen dann hinaus gen Wilbasen.

Eine richtige Jahrmarktswiese. Wurstbuden, Bierzelte, Musikanten. Pferde wurden vor Bauern und Händlern vorbeigezogen, die sachverständig auf die kurze Pfeife bissen und mächtig pafften.

Bisweilen kam ein Kauf zustande. Das heißt, wenn nach langem Hin- und Herzerren des Preises dieser endlich stehen blieb wie der lange schwankende Zeiger eines Gewichtsautomaten. Dann spuckten beide Parteien in die Hände, und der Käufer schlug mit kraftfreudiger Wucht mit seiner Rechten in die des Kaufgenossen. Nun gingen beide ins Bierzelt, um nach Gebühr den Kauf zu begießen.

.... Auch Zigeuner waren da. Diesmal viel Weiber, die wahr-
sagen wollten. Und es war drollig zu sehen, wie die schwarzäugigen Hexen sich ein Geldstück geben ließen, wie sie das auf die Handfläche der

in der Zukunft forschenden Person legten, wie sie Gras ausrupften und heftig ausspuckten.

Forderten dann die Bauern, die gerade nur ein größeres Geldstück zur Hand gehabt und solches hingegeben hatten, dieses zurück, so entstand darob großer Unwille: das gehe nicht, das hebe den ganzen Zauber auf, das zöge das größte Unglück herbei.

Als der größte Drang der Geschäfte abgewickelt war, begann in einem großen Bierzelte der Tanz. Bauernsöhne und Töchter, Knechte und Mägde opferten der Musik ihren Groschen und traten zum Tanze an. Auch ehrenfeste Schulzen und gewichtige Bäuerinnen ließen es sich nicht nehmen, und schwenkten pustend, sich den Schweiß abwischend, einander einmal herum

Die Sonne neigte sich schon dem Walde zu, ihr feiner Schein strich leise über den welken Himmel; wie ein Schleier der klösterlichen Einsamkeit schimmerten die Herbstfäden, Fäden zum Sterbekleid der Natur.

Peter Hille.

Das mittelalterliche Lemgo.

Seit einigen Jahren führt die Stadt Lemgo den Titel *Alte Hansestadt*. Das klingt stolz aber die Geschichte der Stadt rechtfertigt diesen Stolz. Heute ist Lemgo eine Kleinstadt und wird es bei der Ungunst seiner Lage abseits von den großen Schienenwegen wohl auch bleiben. Aber es lebt noch etwas in ihr von dem grollenden Stolz einer gefallenen Größe. Sie war wirklich einmal eine Größe. Nicht eine Stadt ersten Ranges wie Köln oder Augsburg, aber doch die weit- aus bedeutendste Stadt des Landes, die bald auch ihre ältere Schwester Lippstadt überflügelte. Die Edlen Herren zur Lippe hatten sie mit den wichtigsten Privilegien ausgestattet: Sie hatte eigene Gerichtsbarkeit; niemand, auch der Landesherr nicht, durfte einen Bürger außerhalb der Stadt gerichtlich belangen. Ohne Zustimmung der Bürger will der Landesherr keine Räte und Richter ernennen. Holz und Weide ist gemeinsamer Besitz der Bürger. Alle Einwohner haben Zollfreiheit. Der Landesherr verpflichtet sich, keine Befestigung anzulegen, durch welche die Stadt benachteiligt werden könnte, außer mit Zustimmung der Bürger. Wer ein Jahr und einen Tag ohne Vorwurf sich in der Stadt aufhält, kann als Bürger aufgenommen werden.

Solche Sonderrechte waren fürwahr danach angetan, in den Bürgern das Gefühl uneingeschränkter Freiheit und Selbstherrlichkeit zu beleben. In dieser Freiheit gedieh die Stadt zum bedeutendsten Markttorte und einem Brennpunkte des Handels. Sie war die wichtigste Münzprägestätte des Landes und vermittelte durch ihre „Weseler“ den Geldverkehr. Die Kaufleute und Gewerbetreibenden schlossen sich in Gilden und Zünften zusammen. Unter ihnen standen obenan die „Wandmacher“, das heißt die Tuchfabrikanten, die anfangs nur Großhandel betrieben und erst durch ein besonderes Privileg berechtigt wurden, auf dem Markte auch ellenweise zu verkaufen. Alle Waren unterlagen amtlicher Prüfung. Diese öffentliche Warenschau, für die Leinenindustrie war es die Legge, bot Gewähr für solide Arbeit.

Was uns aber an dem mittelalterlichen Lemgo am meisten in Staunen versetzt, ist der umfangreiche Außenhandel, den es als Mitglied der Hanse betrieb.

Lemgo gehörte zu den vierundzwanzig Städten, die im Jahre 1295 Lübeck als Haupt des Bundes anerkannten und dem Bunde mit vollem Stimmrecht angehörten. Es hatte fünfzehn Taler Taxe zu zahlen; Bielefeld und Hameln nur zehn. Lemgoische Bürger siedelten sich an in Lübeck, in Thorn, in Wisby auf Gotland, in Stockholm; ja bis Nowgorod reichten die Handelsbeziehungen.

Es kann uns nicht Wunder nehmen, daß jene tatkräftigen Bürger auch den Ehrgeiz hatten, ihre Stadt durch kräftige Umwehrung und durch stattliche Bauwerke vor anderen hervorzuheben, so daß das Paderborner Domkapitel im Jahre 1434 in einem Schreiben an das Konzil zu Basel Lemgo bezeichnen kann als eine „bedeutende mit Mauern wohl befestigte Stadt und so berühmt und groß und an Reichtum und Bauart hervorragend, daß sie selbst für einen Bischofssitz geeignet sein würde“.

Dr. Karl Meier, Lemgo.

Der alte Friedhof in Talle.

Wenn die ersten Frühlingswinde wehen, gehen wir gern auf unsern alten Kirchhof. Nur ein paar Schritte liegt er vom Schulhause. Ein ganzes Heer von Schneeglöckchen sproßt dann aus dem Rasen. Niemand stört sie, niemand pflückt sie. Wie eine freudig bewegte Kinderschar stehen sie im Winde. Auch wir sind freudig bewegt. Gottlob! Der lange Winter ist dahin, der Frühling grüßt. Und stille Grüße scheinen's uns auch zu sein von den Schläfern hier unterm Rasen. Der Tod ist

verschlungen in den Sieg, in das Leben! Haben die Schneeglöckchen dann ihre fröhlichen Frühlingsklänge ausgeläutet, sind sie in der Erde Schoß hinabgestiegen, um den Schläfern vom ewig jungen Leben und Werden dort oben zu erzählen, dann beginnt ihrer stolzen Schwestern, der Narzissen, Frühlingsreigen. Hier im Rasen, da an der Mauer, dort in der Trauereschenlaube, wo nur ein Plätzchen ist, blühen und duften sie in den Frühling hinein. Wenn's Pfingsten ist, blüht und lockt der Glieder. Der ganze Friedhof ist dann ein Gliederpark, in dem zwischen einer weißen und violetten Partei ein Wettblühen und Wettduften veranstaltet zu sein scheint. Und so zeigt sich der Friedhof den ganzen Sommer im wechselnden Schmuck von Blumen und Blütensträuchern. Im Winter aber erfreut uns noch der üppig wuchernde Efeu und das zartere Immergrün. Der alte Kirchhof ist nicht nur der schönste Dorfplatz, er ist auch der traueste und stillste. Will ich einmal nach dem Hasten und Lärm der Arbeit ein halbes Stündchen zur Sammlung und Erholung allein sein, so denke ich meist zuerst an ihn; er ist doch am nächsten zur Hand. Da bin ich ungestört und allein und doch inmitten erfrischender Natur.

Am lebhaftesten ist's am Sonntagmorgen auf dem Friedhose. Dann treffen sich hier, bevor Glocken- und Orgelklänge ins Gotteshaus rufen, Freunde und Bekannte, erzählen einander von ihren Arbeiten und Sorgen, von ihren Lieben daheim und in der Ferne, nehmen und geben Rat, wie's not tut. Nur leiser wird geplaudert als sonst, wenn Menschen zusammenkommen. Früher wird's am Sonntagmorgen noch stiller und ernster zugegangen sein. Da suchte so mancher ein frisches Grab, das ihm ein Liebes barg; ein Zeichen der Liebe, ein Strauß, ein frisch gewundener Kranz wurde aufs Grab gelegt, stille Zwiesprache wurde mit den Toten dort unten gehalten. Jeder Sonntag führte die Gemeinde auch in die Mitte der Toten, und bei jedem Kirchgange hielten auch sie den Lebenden, Sorgenden und Irrenden, eine eindringliche Predigt. Ernster als heute mögen darum damals die Menschen ins Kirchlein eingetreten sein, empfänglicher die Herzen für göttliche Lehren und Mahnungen, von den Gedanken an die Toten bestimmt, geschlagen haben. Mag die Sorge für die Gesundheit der Lebenden recht gehabt haben, die Totenhöfe aus der Dörfer Mitte nach draußen ins Feld zu verlegen, den Herzen der Dorfbewohner konnte es für ihre Toten kein lieberes Plätzchen geben als den stillen Friedhof rings ums Kirchlein. Aber schließlich siegte doch die Notwendigkeit. Das Dorf war gewachsen, der Lebenden waren mehr geworden, der Toten auch. Der Toten Dorf, der Friedhof, konnte sich nicht vergrößern, da

es an Platz fehlte. So mußte den Toten eine andere Ruhestatt angewiesen werden. Die Jahre kamen und gingen. Immer einsamer wurde es um die Grabhügel am Dorfkirchlein, immer weniger wurden der leidtragenden Besucher. Die Toten und ihre Stätten wurden mehr und mehr sich selbst überlassen; hier sank ein Kreuz und da auch eins, nach und nach wurde die schaffende Natur allein die Kirchhofsgärtnerin. Grüner Rasen deckt gleichmäßig die Gräber. Aus dem Totenhofe ist ein Garten geworden. Nur die alten, steinernen und eisernen Denkmäler, die vielen Trauereschen geben diesem Garten ein eigenes Gepräge. Die alten Gedenksteine erinnern uns immer wieder daran, daß hier heiliges Land ist, daß hier Erdenpilger ausruhen, die vor uns gelebt, gestritten und gelitten haben. Hier hat die Liebe geweint und doch gehofft, selbst über Grab und Tod hinaus; hier fühlten Menschenherzen am deutlichsten den Pulsschlag der Ewigkeit. Fühlst du ihn hier nicht auch? Klingt nicht leise auch ein Sprüchlein um die Steine, das nicht den Toten, das dir selbst gilt? „Hirtentnabe, Hirtentnabe, dir auch singt man dorteinmal!“ Auch über dir und deinem Leben wächst einmal Gras, und wes wird sein, das du bereitet hast? Lebe recht!

A. W i e m a n n.

Ländlicher Friedhof.

So nahe lieget Ihr beisammen
In Eurem Garten, stille Schar.
Von Eures Lebens grellen Flammen
Lohnt keine mehr. Das Glockenläuten
Will Euch nicht Leid noch Lust bedeuten,
Noch Anklang dessen, was einst war.

Euch ist genug, daß in den Lüften
Hoch über Euch der Glieder blüht
Und Sommernachts mit warmen Düften
Ob Eurer Stätte festlich glüht.
Was noch in Euch als Kraft, Begierde
Und unerlöster Drang gelebt,
Ist nun erlöst und frei und schwebt
In Duft dahin als Spiel und Zierde.

H e r m a n n H e s s e.

Die Glocken von Osterloh.

Ins Ralletal senken die Nebel sich sacht
Und über die Berge die Schatten der Nacht.
Schon herrscht in den Wipfeln das Schweigen,
Nur flüstert's in Blättern und Zweigen.
Der Wand'rer auf steilem, beschwerlichem Steg
Verliert in dem Dunkel den leitenden Weg.

Schon stimmt ihn das Düster des Waldes so bang,
Da hört er verhallenden Glockenklang,
Nun leise verklingend, nun näher, nun fern,
Als rief er die Seelen zum Dienste des Herrn.
Bald wehmutsvoll und bald hoffnungsfroh
Ertönen die Glocken von Osterloh.

Wo ragende Tannen und Buchen steh'n,
Auf grünenden Matten die Rehe geh'n,
Lag ehemals ein Kirchhof in Frieden,
Dem glückliche Zeiten beschieden.
Es diene der Andacht ein Gotteshaus
Zur Ehre des Höchsten, jahrein, jahraus.

Dem Abgott des Krieges, der Feinde Wut,
Der plündernden Hand und des Feuers Glut
Ist alles zum Opfer gefallen,
Die Häuser, der Kirche Hallen.
Doch schallen noch geisterhaft, lauter und sacht
Die Klänge der Glocken durchs Dunkel der Nacht.

Wie leiser das Klingen erzittert, noch summt!
Horch! Mitternacht schlägt es! Das Läuten verstummt.
Der Wand'rer, den Sterne geleiten,
Mag rüstig zur Heimat schreiten.
Still, träumend, ruht wieder des Waldes Pracht
Im zaub'r'schen Schimmer der Sommernacht.

Wilhelm Desterhaus.

Schloß Varenholz.

Schloß Varenholz muß wie Schloß Brafe von glanzvollen Erinnerungen leben, denn seit langem kennt es kein ritterliches und höfisches Getriebe mehr. Trotz mancher Erneuerungsarbeiten mußte auch hier sehr viel getan werden, um den alten baulichen Glanz aufs frische zu erwecken. Mit dem Alttertumsfreund, der gern in getreuer Nachformung die Herrscherstühle seines Landes wieder erstehen sehen möchte, dürfte der Künstler in Gegensatz geraten, denn ihm ist natürlich das heutige Varenholz viel malerischer und fesselnder, als wenn der Bau seine ehemalige Gestalt zurückgewönne. Dann würde ja viel von der Romantik fallen, die auch diesen lippischen Edelsitz so eng und liebevoll umschließt, als wollte sie ihn trösten, daß der einstige Prunk verschwunden. Wahrlich, das ist hier eine Fundgrube für unsere Maler, und mancher von ihnen — wir nennen nur Franz Hoffmann von Fallersleben, den kunstfrohen Sohn des markigen Dichters — hat sich dies wunderbare Motiv nicht entgehn lassen. Da ist der verwitterte Schloßhof mit seiner schattigen Linde und den ihn umgebenden vier Flügeln, die so reichen und erlesenen bildnerischen Schmuck aufweisen, da sind die wappenverzierten Portale und die zierlichen Erker, einer mit den Gestalten der Gerechtigkeit, der Treue, der Mildthätigkeit und Hoffnung, da umgeben schlanke Karyatiden stützend den Zugang zu einem der Türme und ranken sich Ornamente um schön gearbeitete Altanausbauten! Und nun erst die nach dem verwilderten Park und Garten hinausgehende Seite mit dem efeuumschlungenen Turm, dessen grünes Geschling sich bis zu der hohen Dachlaube emporwindet, mit den spitzen Giebeln, den winkligen Fenstern, der ehrwürdigen Patina des Alters, dem blütendurchsprenkten, rankenden Gewirr und Gestrüpp, den duftenden Glieder- und Goldregenbüschen unten, den durch Obstgärten führenden Wegen, die der blinkenden Weser zuführen, es ist wie ein Dornröschenmärchen! Dazu tiefe Stille, die Bienen summen um die Blumen, eine Nachtigall läßt ihre holden Weisen ertönen, wie flatternde silberne Blätter erscheint hoch oben in der sonnendurchleuchteten Luft ein Flug Tauben, rauschend windet dort unten sich der Strom durch die Weserberge, die seinem hurtigen Laufe keinen Halt gebieten können.

P. Linden berg.

Die Weser.

Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir wert und lieb vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen.

Den hat nicht wie den großen Rhein
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Er ward aus friedlichem Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Hügeln traulich eingeschlossen,
Und kommt in träumerischem Lauf
Durch Reben nicht, durch Korn geflossen;
So windet sie mit treuem Fuß
Zum deutschen Meere sich hernieder
Und spiegelt mit geschwäch'tem Gruß
Der Ufer sanften Frieden wieder.

Doch hat sie in der Zeiten Flug
Auch manche große Mär' erfahren,
Und die bescheidne Woge trug
Viel Herrliches in fernen Jahren.
Sie sah in ihrer Wälder Schoß
Des Adlers Siegerflügel wanken
Und vor urdeutscher Arme Stoß
Der ew'gen Roma Säulen schwancken.

Und als mit fester Eisenhand
Held Karl das deutsche Zepter führte,
Da war es, wo im Weserland
Sich manche Stimme mächtig rührte;
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Gestaden
Und sah der Frankenrosse Hof
Sich in den nord'schen Wellen baden.

So meldet sie dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen
Und sieht dabei des Lebens Baum
Stets frisch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Flut
Der Klöster, Schlösser, Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonne Glut,
Der Türme und der Segel Schimmer.

Und meerrwärts durch ihr Felsentor,
Durch immer wechselnde Gefilde
Strömt sie die Wellen leicht hervor
Wie dichterische Traumgebilde;
In ihren Tiefen klar und rein
Hörst du es seltsam wehn und rauschen,
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Rixe Wanderlied belauschen.

Fr. Dingelstedt.
